



KOMPASS

DER KATHOLISCHE MILITÄRBISCHOF FÜR DIE DEUTSCHE BUNDESWEHR

Soldat in Welt und Kirche

6|12

„Veteranen“ in Deutschland

ISSN 1865-5149



Reportagen vor Ort:
98. Katholikentag
und
Int. Soldatenwallfahrt
nach Lourdes



Beilage:

„Betreuung aktuell“
2/2012

Liebe Leserinnen und Leser,



© BDKI

... was ich mir für Sie notiert habe.

Katholikentage in Deutschland enden seit je an einem Sonntag mit einem Gottesdienst, den in der Regel und unter freiem Himmel, der jeweilige Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz zusammen mit zahlreichen Gläubigen und prominenten Gästen, feiert. So verhielt es sich auch in diesem Jahr in Mannheim.

An der Spitze der politischen Prominenz, die am Katholikentag selbst teilnahm, war – neben der Bundeskanzlerin Angela Merkel und weiteren Bundesministern, Mitgliedern des Deutschen Bundestages aus allen Fraktionen einschließlich der Fraktion Die Linke – unser Bundespräsident Joachim Gauck, der es sich bei einem Empfang für die Organisatoren des Katholikentages nicht nehmen ließ und mit Blick auf seine Zugehörigkeit zum deutschen Protestantismus wörtlich formulierte: „Ich zähle auf die Kirchen und die Christen. Ich zähle auf die katholischen wie auch auf die evangelischen Christinnen und Christen.“

80.000 Teilnehmern insgesamt, darunter 33.000 Dauerteilnehmer, so die Angaben aus der Leitung des 98. Katholikentages, war über fünf Tage Gelegenheit gegeben, sich an einem Motto abzuarbeiten, welchem eigentlich niemand widersprechen konnte. 1.200 Einzelveranstaltungen, Großforen, Podiumsveranstaltungen und vieles mehr waren die Orte, um das Leitmotiv mit Inhalt und Perspektive zu füllen. Die binnenkirchliche Sicht dominierte natürlich diesen 98. Katholikentag: „Einen neuen Aufbruch wagen“ – das Leitmotiv galt für christgläubige Katholiken ebenso wie für Priester und Bischöfe, die das Motto gemeinsam ausgewählt hatten. Wer wagt mit wem und mit welchem Ziel und welcher Verbindlichkeit einen Aufbruch, der als beschlossene Sache gilt, dessen Ergebnisse jedoch noch ausstehen?

Und welche Ergebnisse sollen es sein? Vielleicht war der Erwartungshorizont doch mit Blick auf einen Katholikentag zu hoch gesteckt. Eine der vielen Erwartungen konnte aber in Mannheim erfüllt werden: In der Tat galt auch für diese

fünf Tage das, was der Heilige Vater, Papst Benedikt XVI., immer ins Gedächtnis ruft und erstmals im September 2006 anlässlich seines Besuchs in der Diözese Regensburg formulierte: „Wer glaubt, ist nie allein.“ Das war in den zahlreichen Gesprächen mit Jugendlichen ebenso wie mit jungen Erwachsenen und den im Alter fortgeschrittenen Besuchern des Katholikentags immer wieder zu hören. So konnten sie wahrnehmen, dass sie den Glauben nicht alleine leben, sondern in Gemeinschaft mit den Vielen und mithin in der Gemeinschaft der Kirche. Auch dieser Gesichtspunkt zählt zu den guten Erfahrungen auf und während Katholikentagen. Einigen war dieses Erlebnis, eben nicht alleine zu sein, wichtiger als Strukturfragen und -anpassungen, in denen der Erfolg eines Aufbruchs begründet liegen soll.

**„Vielleicht wird hier die
Katholische Familienstiftung
für Soldaten
helfen können.“**

Soldatinnen und Soldaten, die Katholische Militärseelsorge und die ihr nahestehenden Initiativen und Einrichtungen sammeln sich ebenfalls unter dem Leitmotiv in Mannheim an un-

terschiedlichen Plätzen, Veranstaltungen und den vielfältigen und zahlreichen Begegnungsmöglichkeiten in der Stadt. Für den Katholischen Militärbischof Franz-Josef Overbeck war es der erste Katholikentag, den er in seiner Verantwortung als Hirte der „Kirche unter Soldaten“ besuchte. Und er hatte ein umfangreiches Programm, sowohl als Bischof von Essen als auch als Militärbischof, zu erfüllen. Der inhaltliche Bogen war weit gespannt. Friedensethik und Sicherheitspolitik mit dem Bundesminister der Verteidigung galt es ebenso zu diskutieren wie höchst persönliche Aspekte aus dem Alltag der Soldatenfamilien, die – zumeist auf sich alleine gestellt – mit einsatzbedingten Belastungen umgehen müssen.

Vielleicht wird hier die Katholische Familienstiftung für Soldaten zukünftig helfen können. Militärbischof Overbeck gab anlässlich des Gründungsfestaktes dafür in Mannheim grünes Licht. Auch dieses zählte mit zu seinem Programm.

Josef König, Chefredakteur

Inhalt Juni 2012

© 2010 Bundeswehr / Bienert



Schwerpunktthema:

„Veteranen“ in Deutschland

- 4 Militärische Einsätze und die Verantwortung über Leben und Tod
- 5 Grundsatz:
Neue Altgediente? Deutsche Veteranen zwischen „Weltkriegs-erlebnis“ und „Einsatz-erfahrung“ von PD Dr. Jörg Echternkamp
- 8 Interview mit
Ministerialdirektor Dr. Ulrich Schlie, Abteilungsleiter Politik im BMVg
- 10 Zum Schwerpunkt
Ein neuer Tag für die Opfer der neuen Kriege?
- 11 Solidarität in GELB
- 12 Kommentar zur Sache
Stell dir vor, es ist Veteranentag ...

Aus der Militärseelsorge

- 14 Kämpfen für die Menschenrechte?
Zentrum für ethische Bildung
- 16 Reportage vor Ort: „Zum Haus des Herrn wollen wir gehen“
Internationale Soldatenwallfahrt nach Lourdes
 - Interview mit Generalleutnant Bruno Kasdorf in Lourdes
 - Aus vielen Perspektiven
 Die Wallfahrt filmisch begleitet
- 24 Reportage vor Ort:
98. Katholikentag in Mannheim
Soldatinnen und Soldaten waren engagiert dabei
- 27 Familien im Blick
Gründung der Katholischen Familienstiftung für Soldaten
- 30 „Vielfach Krisen und kein Ende – die Zivilgesellschaft macht mobil“
- 32 Monopol und Menschenliebe

Rubriken

- 15 Kolumne des Wehrbeauftragten:
Zu viele Flaschenhälse
- 22 Auf ein Wort:
Aufgeschlossen für Neues
- 23 Lexikon der Ethik:
Zweck und Mittel
- 28 Aus dem Archiv:
„Weltverantwortung als Christenpflicht“ – Dr. Martin Gritz
- 30 Entscheiden in Verantwortung
Prälat Werner Köster
- 31 Personalia:
 - Keine „Kopie“ seiner Vorgänger
 - Jahrestage im Norddekanat
- 34 Glaube, Kirche, Leben
- 34 Impressum
- 35 Rätsel

Titel: © 2007 Bundeswehr / Fischer





© KMBA / Doreen Bieri

Militärische Einsätze und die Verantwortung über Leben und Tod

Auszug aus dem Statement des Katholischen Militärbischofs Dr. Franz-Josef Overbeck beim sicherheitspolitischen Dialog am 2. Mai 2012 an der Katholischen Akademie in Berlin mit dem Bundesminister der Verteidigung Dr. Thomas de Maizière und dem Evangelischen Militärbischof Dr. Martin Dutzmann

„Wenn Soldaten, Politiker und Staatsbürger sich Gedanken darüber machen, ob die Anwendung von militärischer Gewalt überhaupt legitimierbar sein kann, so hält die Kirche die grundsätzliche Orientierung auf eine Friedensordnung für wesentlich: Wir sprechen hier vom Leitbild des Gerechten Friedens, dem dort entsprochen wird, wo die Würde des Menschen respektiert wird. Die Menschenrechte stellen eine Mindestgarantie für die Menschenwürde dar. Rechtsstaatliche Verhältnisse sind die Bedingungen, unter denen Menschen-

rechte am besten geschützt sind. Wie wir aktuell erleben, herrschen in der Mehrheit der Staaten dieser Welt noch keine rechtsstaatlichen Bedingungen.

Zwischen vielen Völkern und Staaten herrschen allerdings auch noch keine dem Rechtsstaat mit seinen zivilen Konfliktregelungsmechanismen analogen Bedingungen. Das bestehende Völkerrecht verfügt nicht über eine wirksame Rechtsdurchsetzung. Vielmehr geraten Staaten unvermeidbar in Interessenskonflikte, wenn sie ihre Interessen verfolgen, wie die Gewährung

von Sicherheit oder Wohlstand für ihre Bürger.

Als wesentlichen zivilisatorischen Fortschritt hat sich die Staatengemeinschaft mit den Vereinten Nationen und der UN-Charta Instrumente geschaffen, durch die zumindest prinzipiell internationale Konflikte auf der Basis des internationalen Rechts zuverlässiger lösbar werden, als wenn sie im Belieben der staatlichen Akteure verbleiben. Also ist die Stärkung des Völkerrechts und seiner Durchsetzungsmöglichkeiten ein zentrales politisches Ziel.“

Neue Altgediente?

Deutsche Veteranen zwischen „Weltkriegserlebnis“ und „Einsatz Erfahrung“

von PD Dr. Jörg Echternkamp, Universität Halle-Wittenberg

Die Lage ist unübersichtlich. Seitdem deutsche Soldaten in den „Auslandseinsatz“ geschickt werden und in „kriegsähnlichen“ Konflikten Schaden an Leib und Seele nehmen, stellt sich die Frage: Wie hält es die Berliner Republik mit ihren „Veteranen“? Die Gründung neuer Veteranenvereine, Vorschläge für einen Veteranentag und Klagen über mangelnde Fürsorge und Wertschätzung lassen aufhorchen. Bis in die siebziger Jahre dagegen schien die Sache klar. Mehr als 100 Jahre lang gehörte die Veteranenkultur zum bürgerlichen Vereinswesen in Deutschland. Wie hat sich das geäußert? Warum hat es sich geändert? Und was bedeutet das für die neuen Altgedienten (lat. *vetus* = alt, erfahren), die Bundeswehr-Veteranen?

I. Kriegervereine: Massenorganisationen seit dem Kaiserreich

Am Ende waren sie die stärkste Massenorganisation des Deutschen Kaiserreichs: Nahezu drei Millionen Mitglieder zählten die fast 32.000 „Kriegervereine“ am Vorabend des Ersten Weltkriegs 1913. Seit dem Aufkommen der Wehrpflichtarmeen im frühen 19. Jahrhundert, besonders nach den Einigungskriegen gegen Dänemark, Österreich und Frankreich schlossen sich ehemalige Soldaten zusammen.

Vor allem Mannschaftsdienstgrade aus kleinbürgerlichen und bäuerlichen Verhältnissen, die gemeinsame Kriegserfahrungen, aber auch die nationale Überzeugung teilten, gehörten dazu. Ihre Ziele: die Erinnerung an die Kriegserlebnisse wachzuhalten, sich gegenseitig zu unterstützen sowie die wirtschaftlichen, politischen und sozialen Interessen zu bündeln und zum Ausdruck zu bringen. „Kyffhäuserbund“: So nannte sich der 1900 gegründete Dachverband der 27 Landeskriegerverbände. Symbolische Handlungen wie Feste und Feiern spielten von Anfang an eine wichtige Rolle. Am 2. September, dem (inoffiziellen) Nationalfeiertag des Kaiserreichs, der an die Kapitulation des französischen Kaisers bei Sedan erinnerte, wurden Paraden abgehalten und Kriegerdenkmäler eingeweiht. Sedantag war Veteranentag.

Zwar blieb der nationalistische und monarchistische Kyffhäuserbund auch zwischen 1918 und 1933 der größte Veteranenverband. Doch in der Weimarer Republik entstand eine bunte Palette militärischer Vereine mit unterschiedlicher politischer Orientierung. Ihr Konkurrenzverhältnis spiegelte die politischen Lager der Weimarer Republik wider. Drei Arten von Zusammenschlüssen lassen sich unterscheiden. Erstens schlossen sich viele Ex-Soldaten den paramilitärischen Freikorps

an, die nach außen im „Grenzschutz“, nach innen zur Unterdrückung der Revolution eingesetzt wurden. Zweitens gründeten Veteranen angesichts der schlechten staatlichen Kriegsopferfürsorge Selbsthilfeverbände der Kriegsbeschädigten und Kriegshinterbliebenen. Am einflussreichsten war der sozialdemokratisch orientierte „Reichsbund der Kriegsbeschädigten, Kriegsteilnehmer und Kriegshinterbliebenen“ (1919–1933).

Neu waren, drittens, die Zusammenschlüsse politisierter Frontsoldaten, die sich im Laufe der Zeit auch für Nicht-Kriegsteilnehmer und Jugendliche öffneten. National-konservativ bis völkisch-antisemitisch war der einflussreichste Veteranenverband: der „Stahlhelm / Bund der Frontsoldaten“. Dem gegenüber stand das „Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold. Bund republikanischer Kriegsteilnehmer“. Der Verein, der sich vor allem aus der Arbeiterschaft rekrutierte, wurde 1933 aufgelöst. Die jüdischen Veteranen organisierten sich im Reichsbund Jüdischer Frontsoldaten (1919–1938). Diese unterschiedlichen Veteranenbünde hatten eins gemeinsam: Ihnen ging es darum, das „Erlebnis“ des Krieges und die Erfahrungen von Gewalt, Revolution und Niederlage so zu interpretieren, dass es einen Sinn ergab. >>



>> In diesem Kampf um die Deutung des Krieges lag die politik- und kulturgeschichtliche Rolle der Veteranen. Ihre symbolische Politik unterschied sich jedoch. Die nationale Rechte inszenierte Massenaufmärsche, Frontsoldatentage und Denkmalseinweihungen, trommelte für Wiederaufrüstung und Revanchekrieg. Dagegen kritisierten die „linken“ Veteranen den Heldenmythos; sie erinnerten an die Schrecken der Kriegsgewalt und setzten sich für die deutsch-französische, ja europäische Versöhnung ein. Seit 1925 gab es einen (nicht-staatlichen) Feiertag, an dem offiziell der Gefallenen gedacht wurde: „Volkstrauertag“ hieß dieser Veteranentag. Die Nationalsozialisten, die nicht um die Toten trauern, sondern die Opferbereitschaft feiern wollten, machten ihn zum „Heldengedenktag“.

II. Die Veteranenkultur der Bonner Republik

Mit dem nationalsozialistischen Gefallenenkult war es 1945 vorbei. Stattdessen ordneten die Siegermächte die „Entmilitarisierung“ der Deutschen an: keine militärischen Symbole mehr, keine Waffen, erst recht keine Organisation ehemaliger Wehrmachtssoldaten. Doch kaum war die eigentliche Besatzungszeit vorbei und die Bundesrepublik gegründet, schossen die Veteranenvereine wie Pilze aus der Erde. An die 2.000 solcher Traditionsverbände – einschließlich der Waffen-SS – existierten in den sechziger Jahren, zunächst auf Orts-, dann auf Bundesebene. Die formal überparteilichen, de facto bürgerlich-konservativen Organisationen wie der „Verband der Heimkehrer“ spielten eine wichtige Rolle im politischen und gesellschaftlichen Leben der Bundesrepublik. Die Weltkriegsteil-

nehmer publizierten eigene Zeitschriften, trafen sich in Gaststätten oder im „Schützenhof“ und organisierten feierliche Umzüge und Denkmalseinweihungen, an denen sich selbstverständlich die Honoratioren der Stadt beteiligten. Über 100.000 Menschen kamen in den fünfziger Jahren zu Bundestreffen des Verbandes der Heimkehrer zur Erinnerung an die Kriegsgefangenen!

Wie nach dem Ersten Weltkrieg gedachte man am „Volkstrauertag“, der bereits 1948 wieder eingeführt worden war, der Gefallenen – sei es am örtlichen Kriegerdenkmal, sei es im Landesparlament. Wie zuvor auch führte der 1919 gegründete „Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge“ (VDK) Regie. Der VDK organisierte bereits 1950 die erste zentrale Veranstaltung im Bonner Bundestag. Organisierte Reisen zu westeuropäischen und nordafrikanischen Kriegsgräbern spiegelten die wachsende Mobilität der westdeutschen Freizeitgesellschaft wider. So entwickelte sich in der Bundesrepublik eine vielschichtige „Veteranenkultur“. Wehrmachtveteranen und ihre unterschiedlichen Organisationen waren bis in die siebziger Jahre in die Gesellschaft integriert – wenngleich etwa Gewerkschafter den Altgedienten mit Argwohn begegneten.

Denn die Kriegserinnerung, namentlich das Gefallenengedenken war zwiespältig. Einerseits bewahrten die Veteranen ihren toten Kameraden ein ehrendes Andenken. Andererseits legitiimierte sich die demokratische Bundesrepublik durch die Ablehnung des diktatorischen NS-Regimes, (in) dem eben jene Soldaten gedient hatten. Nur aufgrund günstiger Umstände ließ sich diese Grundspannung relativ lange aushalten. Dazu gehörten erstens

die Wiederbewaffnung, die ein positives Soldatenbild erforderte; zweitens der Antikommunismus im Kalten Krieg, der für die Kontinuität eines zentralen Feindbildes über 1945 hinaus sorgte; drittens der weitreichende Konsens, dass die Wehrmacht mit den NS-Verbrechen gar nichts zu tun gehabt habe. Die organisierten Veteranen arbeiteten an diesem „Mythos der sauberen Wehrmacht“ fleißig mit – schließlich ging es um ihr eigenes Selbstbild.

III. Zwischen Militärskepsis und wohlwollendem Desinteresse

Seit den achtziger Jahren jedoch verlor die Veteranenkultur ihre Rolle für die Kriegserinnerung. Statt Massenveranstaltungen abzuhalten, zogen sich die Veteranen aus der zivilen Öffentlichkeit zurück, zum Teil in die Subkultur der Bundeswehr. Für ihren Ansehensverlust gab es neben dem Generationswechsel zwei Gründe: Zum einen bröckelte der Mythos von der sauberen Wehrmacht – ein Prozess, der in der sogenannten Wehrmacht-Ausstellung in den Neunzigerjahren seinen Höhepunkt erreichte. Zum anderen hatte sich der Wertekanon geändert. Viele Westdeutsche gingen grundsätzlich auf Distanz zum Militärischen. Die Individualisierung der Lebensstile beispielsweise ließ den Kameradschaftsbegriff antiquiert erscheinen. In der Zeit der Friedensbewegung verschärfte sich der Gegensatz von militärischen und pazifistischen Auffassungen. Veteranenverbände und -gedenktag verloren in den Augen der Öffentlichkeit daher immer mehr ihr Ansehen. Damit endete eine über hundertjährige Phase, in der Veteranenvereine ein bedeutsamer Teil des bürgerlichen Vereinswesens in Deutschland waren.



Das Ehrenmal der Bundeswehr auf dem Gelände des Verteidigungsministeriums in Berlin

Eine gravierende Konsequenz hatte Mitte der neunziger Jahre der sicherheitspolitische Paradigmenwechsel. Zum ersten Mal seit 1945 gab es deutsche Kriegsteilnehmer, die für die Werte jener Gesellschaft gekämpft hatten, die sich an sie erinnerte. Die Gefallenen der „Auslandseinsätze“ – das waren fortan die „eigenen“ Toten, die der Bundeswehr. Das gilt auch nach dem Aussetzen der Wehrpflicht 2011. Dieser fundamentale Unterschied geriete aus dem Blick, wenn man Ihrer weiterhin am Volkstrauertag gedenken würde. Insofern war es nur konsequent, für die neuen Gefallenen ein neues Denkmal zu bauen. Das „Ehrenmal“ in Berlin zielt über das teilstreitkraftspezifische Gedenken in der Festung Ehrenbreitstein bei Koblenz, in Laboe und Fürstenfeldbruck hinaus, wenngleich seine Bezeichnung zurück ins 19. Jahrhundert verweist.

Aber: Dieser rasante sicherheits- und erinnerungspolitische Bruch änderte kaum etwas an der tiefverankerten Militärskepsis einer „postheroischen“ Gesellschaft, die mit militärischem Pomp und Pathos wenig anzufangen wusste. Die Debatte um das „Ehrenmal“, um Ehrenmedaillen und öffent-

liche Gelöbnisse zeigt das. Eine Heerschau in der Hauptstadt? Ein Umzug in alten Uniformen? Eine Kundenkarte für KFOR-Veteranen? Diese Art der Symbolpolitik bleibt unwahrscheinlich, ganz gleich, ob man darin den Erfolg eines historischen Lernprozesses sieht oder das bedauerliche Defizit einer längst überfälligen „Normalisierung“. So ist es zum einen symptomatisch, dass ein offizielles Veteranen-Gedenken sich selbst seines Schlüsselbegriffs nicht sicher sein kann – in einer Gesellschaft, die bei „Veteran“ eher an Verdun und Vietnam denkt statt an Kunduz und Kosovo. Soll man unter Bundeswehr-Veteranen die Minderheit jener rund 300.000 Soldaten verstehen, die seit 1992 an einem Auslandseinsatz teilgenommen haben (wie das der 2010 gegründete Bund Deutscher Veteranen vorsieht)? Oder sind alle ausgeschiedenen Soldaten und Soldatinnen gemeint (um die sich der Deutsche Bundeswehr-Verband (DBwV) kümmert)? Zum anderen äußern Soldaten in Leserbriefen Zweifel: Würde ein Gedenktag nicht auch die neuen Veteranen auf Verseherte verkürzen und als Opfer erscheinen lassen? Soll er etwa von drängenden Problemen bei der Betreuung und Versorgung ablenken?

Die Bilanz fällt deshalb widersprüchlich aus. Zwar lastet über den „neuen Altgedienten“ nicht mehr der politische Druck, der die Erinnerung an die Wehrmachtssoldaten in der alten Bundesrepublik so problematisch gemacht hat. Das eröffnet neue Möglichkeiten der Selbstorganisation. Doch gilt nicht der Umkehrschluss, dass einer blühenden Veteranenkultur nach angelsächsischem Muster nun nichts mehr im Wege stehe. Das wohlwollende Desinteresse lässt sich nicht durch einen symbolpolitischen Akt in ein interessiertes Wohlwollen überführen. Wenn ein Staatsakt mangels Konsens Spott statt Respekt provozierte, ginge der Schuss gar nach hinten los. Vielmehr bleibt abzuwarten, wie das zivil-militärische Verhältnis in den Köpfen durch Impulse „von unten“ neu definiert wird. Verglichen mit den siebziger/achtziger Jahren stehen die Zeichen dafür doch gut. ■

Zum Autor:

PD Dr. Jörg Echternkamp, seit 2012 Privatdozent am Institut für Geschichte an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Mitarbeiter des Militärgeschichtlichen Forschungsamts (MGFA) in Potsdam

Akzeptanz, Anerkennung und Würdigung lassen sich nicht verordnen

Interview mit Ministerialdirektor Dr. Ulrich Schlie,
Abteilungsleiter Politik im Bundesministerium der Verteidigung (BMVg)

Kompass: Hinter dem Begriff eines Veteranen verbergen sich unterschiedliche Bilder und Vorstellungen. Oftmals sind diese verknüpft mit Soldaten, die in den beiden Weltkriegen für das damalige Deutschland gekämpft haben. Das ist jedoch schon lange her. Was darf heute unter dem Begriff „Veteran“ in Deutschland verstanden werden?

Dr. Schlie: Es gibt keine allgemein und international anerkannte Definition des Begriffs „Veteran“. Umgangssprachlich verstehen viele Menschen in Deutschland unter einem Veteran zumeist noch einen altgedienten und lebensälteren Soldaten bzw. Weltkriegsteilnehmer.

Bei unseren Nachbarn und Partnern werden längst auch Soldaten der Nachkriegszeit regelmäßig als Veteranen bezeichnet. Einige Verbündete, wie z. B. Dänemark und Norwegen, verknüpfen den Veteranenbegriff mit der Teilnahme an einem Auslandseinsatz (skandinavisches Modell). In Großbritannien, den USA und Kanada ist der Begriff deutlich weiter gefasst. Dort wird jeder ehemalige Angehörige der Streitkräfte als Veteran bezeichnet („angloamerikanisches Modell“).

Wir werten derzeit im BMVg die verschiedenen internationalen Ansätze aus und prüfen sorgfältig, was für uns passt. Eine eindeutige Begriffsdefinition, die auch eine klare Abgrenzung bedeutet, ist in jedem Fall unumgänglich, falls die Veteranenpolitik sich nicht ausschließlich auf Symbolhandlungen beschränken, sondern auch die praktische Betreuung und Unterstützung der Veteranen und ihrer Angehörigen leisten soll.

Kompass: Führt eine Veteranenpolitik nicht zu einer „Zwei-Klassen-Gesellschaft“ in der Bundeswehr? Schon heute herrscht doch eine Spaltung zwischen Soldaten, die im Auslands-

einsatz gedient haben und denen, die nicht im Einsatz waren.

Dr. Schlie: Es wird immer unterschiedliche Erfahrungswelten und Erfahrungshorizonte in einer so großen Organisation wie der Bundeswehr geben. Und es gibt Unterschiede, aber die führen nicht automatisch zu einer Spaltung. Wir sollten eine Würdigung des Einen nicht immer gleich als Herabstufung eines Anderen begreifen. Die Anerkennung als Veteran ist nicht mehr oder weniger als die Anerkennung und Würdigung einer besonderen Leistung. Sie steht für etwas bzw. jemanden, nicht gegen.

Kompass: Klingt beim Begriff „Veteran“ nicht immer auch der Eindruck der Schwäche und des „Versorgungsfalls“ mit?

Dr. Schlie: Das ist eine sehr verkürzte Sichtweise. Wir sollten uns vor einer Stigmatisierung hüten. Ich sehe es genau anders herum: Veteranen sind Soldatinnen oder Soldaten, die eine besondere Leistung vollbracht haben. Deswegen geht es bei der Veteranenpolitik der Bundeswehr ausdrücklich nicht zuvorderst um die Regelung von Versorgungsansprüchen, sondern um eine Form der Würdigung, Anerkennung und damit auch Fürsorge.

Kompass: Warum brauchen wir eine Veteranenpolitik?

Dr. Schlie: Eine Veteranenpolitik kann dazu beitragen, dass die gesellschaftliche Anerkennung des soldatischen Dienstes insgesamt breiter wird. Das kann man aber nicht per Dekret verordnen. Deshalb ist die öffentliche Diskussion darüber so wichtig. Und wir führen diese Diskussion gegenwärtig aktiv im politisch-parlamentarischen Raum, mit den Verbänden und auch unter Nutzung der neuen Medien, wie z. B. auf „face-

book“ und „wirdienendeutschland.de“. Neben der breiten gesellschaftlichen Anerkennung könnte eine Veteranenpolitik aber auch konkrete Verbesserungen im praktischen Umgang mit den Anliegen von Veteranen erreichen. Dazu gehört auch, Ressourcen und Einrichtungen in der Bundeswehr für die Betreuung und Versorgung von Veteranen effektiv und effizient einzusetzen.

Kompass: Glauben Sie, dass die Bevölkerung in Deutschland bereit ist für eine Veteranenpolitik? Immerhin tun wir uns immer noch schwer mit dem Wort „Krieg“ und verwenden lieber rechtlich verklausulierte Formulierungen wie „bewaffneter, nicht-internationaler Konflikt“ für Szenarien wie in Afghanistan.

Dr. Schlie: In den letzten Jahren hat sich mehr verändert, als dies mancher wahrgenommen hat, und diese Veränderungen hängen ganz wesentlich mit dem Einsatz unserer Soldatinnen und Soldaten auf der ganzen Welt zusammen. Für ihren bisweilen gefährvollen Dienst verdienen und brauchen unsere Soldatinnen und Soldaten Respekt und Anerkennung. Dazu kann eine Veteranenpolitik einen wesentlichen Beitrag leisten. Das ist das Ziel und der Ansporn, weitere Veränderungen auf den Weg zu bringen.

Kompass: Welche Reaktionen haben Sie denn aus der Bevölkerung und den Medien hinsichtlich der bisherigen Veteranen-Diskussion erhalten?

Dr. Schlie: Erste Umfragen in der Bevölkerung und den Streitkräften zeigen, dass eine deutliche Mehrheit der Befragten eine größere gesellschaftliche Anerkennung der Veteranen unterstützt. (≥ 70%). Das ist sehr ermutigend. Insgesamt wird das Thema „Veteranen“ durch die Medien und

zahlreiche Interessengruppen zwar bisweilen noch verhalten, jedoch im Großen und Ganzen interessiert und aufgeschlossen verfolgt. Das Ziel, den Veteranen der Bundeswehr mehr gesellschaftliche Anerkennung zuteil werden zu lassen, wird – trotz Kritik im Detail – mehrheitlich und übergreifend unterstützt. Viele Reaktionen konzentrieren sich auf die Einrichtung eines Veteranentages. Ein derartiger Vorschlag stand und steht aber nicht im Fokus der Überlegungen.

Kompass: *Einige Stimmen warnen vor einer zunehmenden Militarisierung der deutschen Gesellschaft, einer Verherrlichung des Soldatischen. Könnte eine Diskussion, die sich um Auslandseinsätze und Veteranen, Gefallene und Einsatz- oder Gefechtsmedaillen dreht, dies nicht eher verstärken?*

Dr. Schlie: Von einer Militarisierung kann in Deutschland wirklich nicht die Rede sein, eher schon von einer Normalisierung. Es geht schlicht und einfach um die Anerkennung der Realitäten. Zu dieser Wirklichkeit gehört, dass unsere Soldatinnen und Soldaten zum Schutz unserer Bevölkerung und für die Sicherheit unseres Landes auch ihre Gesundheit und ihr Leben einsetzen.

Kompass: *Ist das Veteranenkonzept nicht einfach nur eine weitere „Werbemaßnahme“ der Bundeswehr zur Steigerung der Attraktivität als Arbeitgeber?*

Dr. Schlie: Natürlich unternehmen wir große Anstrengungen, um als Arbeitgeber konkurrenzfähig zu sein. Denn gerade mit Blick auf den Übergang von der Wehrpflicht- zur Freiwilligenarmee kommt der Attraktivität des Dienstes in der Bundeswehr besondere Bedeutung zu. Veteranenpolitik hat indes eine weitaus breitere Begründung als mit



© Bundeswehr / Andrea Bienert

dem Stichwort Attraktivität angedeutet werden kann. Veteranenpolitik ist eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe, und deshalb ist ein Begriff wie „Werbemaßnahme“ in diesem Zusammenhang gänzlich unangebracht.

Kompass: *Sollte die Bundeswehr nicht eher nach einer ressortgemeinsamen Veteranenpolitik streben, also einer „Veteranenpolitik der Bundesregierung“?*

Dr. Schlie: Konsequenter betrachtet, wäre dies der folgerichtige Schritt. Es empfiehlt sich freilich, nicht den zweiten Schritt vor dem ersten zu machen.

Kompass: *Wie sind die weiteren Planungen? Wann ist mit Ergebnissen zu rechnen? Bleibt dies alles eine Angelegenheit der Exekutive oder wird der Deutsche Bundestag beteiligt?*

Dr. Schlie: Wir sollten nichts überstürzen. Akzeptanz, Anerkennung und Würdigung lassen sich nicht verordnen. Bundesminister de Maizière legt deshalb großen Wert auf eine breite Diskussion – und zwar im politisch-parlamentarischen Bereich, in der Gesellschaft und in der Bundeswehr. Und diese Diskussion hat gerade erst begonnen.

Die Fragen stellte Josef König.

Ein neuer Tag für die Opfer der neuen Kriege?

*Ein Beitrag aus der Evangelischen Militärseelsorge in Deutschland
von Walter Linkmann*

November-Sonntag in Koblenz: Volkstrauertag. Genau genommen ist der Sonntag ein Mittwoch, aber das macht keinen Unterschied. Den Ausweichtermin am Werktag hat man gewählt, um den dienstverpflichteten jungen Leuten von der Bundeswehr nicht das freie Wochenende zu verderben. Drei Generationen sind auszumachen und deutlich voneinander zu unterscheiden, die hier den Opfern der Weltkriege die Ehre erweisen: junge Männer, die Kränze tragen, musizieren, Wege absperren und in Formation stehen; die Generation ihrer Eltern in Gestalt von Verantwortungsträgern aus Militär, Politik und diplomatischem Korps, die ebenfalls im Rahmen ihres jeweiligen Dienstes anwesend sind; die Großvätergeneration, Kriegsteilnehmer mit und ohne Orden, die wohl am ehesten eine eigene Betroffenheit mitbringen. Es ist nicht ganz klar zu definieren, ob sie Opfer im engeren Sinne sind, sie haben ja überlebt; aber irgendwie ist es auch ihr Tag. Ich denke an meinen Vater, Jahrgang 1922, der jede Nacht vom Krieg träumt. Würde ich ihn zu solch einem Termin mitnehmen? Lieber nicht! Zu offiziell, zu ordentlich, zu teilnahmslos ist hier alles. Früher war er manchmal bei Treffen seiner Kriegskameraden, aber seine Gefühle

waren zwiespältig. Die Erinnerung wurde durch Vereinsmeierei überschattet und dadurch, dass wieder dieselben Typen den Ton angaben wie damals. Vor einigen Jahren bin ich im Kosovo Bundeswehrangehörigen begegnet, die in sechzig Jahren jede Nacht Alpträume haben werden wie mein Vater heute. Männer wie sie meint der Verteidigungsminister, wenn er sagt: Es gibt in Deutschland wieder Veteranen. Und mit dieser Feststellung verbindet er den Wunsch nach einer breiten Diskussion, wie die Gesellschaft, die sie in die Einsätze geschickt hat, ihren Veteranen danken kann und wie ein angemessenes Gedenken für die Opfer der neuen Kriege aussehen soll. Ich denke, beide Seiten brauchen einen Modus des Dankes und des Gedenkens: Die eine Seite sind die Männer und Frauen, die von der Bundesrepublik in militärische Einsätze geschickt wurden und die ein Recht auf unsere Solidarität und Anerkennung haben. Das Gedenken kann helfen, Wunden zu heilen und Trauern zu trösten. Aber vor allem die andere Seite braucht es: Wir, die Gesellschaft, die diese Menschen beauftragt, brauchen Mittel und Wege, uns unserer Verantwortung und Solidarität nicht nur bewusst zu bleiben, sondern das auch deutlich zu zeigen.

*Der Staat will mehr als die Kirche –
die Kirche will mehr als der Staat*

Als der heutige Volkstrauertag als Feiertag verankert wurde, konnte es nicht um Rechtfertigung, nicht um Solidarität mit der Wehrmacht und ihren Zielen im Zweiten Weltkrieg gehen. 1952 konnte man Krieg nur als politische, menschliche und moralische Katastrophe verstehen. Heute ist es die Pflicht des Staates, seine Bundeswehreinätze nicht nur theoretisch für begründbar, sondern tatsächlich für politisch, menschlich und moralisch gerechtfertigt zu halten. Deshalb meint er, seinen Soldatinnen und Soldaten mehr zu schulden als ein stilles Gedenken. Sie sollen stolz sein dürfen und können auf das, was sie für die Allgemeinheit geleistet haben, auch als Scharfschütze, Spezialeinheit oder Fliegerleitoffizier. Diesen Weg will und kann die Kirche nicht bis zum Ende mitgehen. Sie will nicht ethische Begründungsagentur für Militäreinsätze werden. Und sie kann den Einsatz tödlicher Gewalt nur als Katastrophe verstehen – vielleicht als „ultima ratio“, wenn es keinen anderen Ausweg mehr gibt, aber immer noch als Katastrophe, in der keiner der Akteure ohne Schuld bleiben kann.



© Bundeswehr / Dana Kazda

Solidarität in GELB

Am 10. Dezember 1979 schrieb die Washington Post, dass für die Geiseln in Teheran die Kirchenglocken läuten oder Kerzen angezündet werden sollen. Und es gab das Beispiel eines gelben Bandes.

Erstmals wurden die Schleifen 1980/81 zur Begrüßung der heimkehrenden Geiseln verwendet. Das gelbe Band wird auch in diversen Musikstücken besungen – „Tie A Yellow Ribbon Round The Ole Oak Tree“.

In Deutschland wird die Gelbe Schleife für die öffentliche Bekundung von Solidarität und Unterstützung mit Bundeswehrosoldaten im Auslandseinsatz benutzt. Und das Symbol wird auch hier beliebter und inzwischen von vielen Initiativen als globales, politisch unabhängiges Zeichen für Solidarität verwendet.

Ein Teil des Erlöses aus dem Verkauf der Schleifen geht an den Verein **Lachen Helfen** für ein Krankenhausprojekt in Afghanistan. Das Gelbe Netzwerk will Menschen für ein freiwilliges Engagement zur Mitgestaltung einer effektiven Verteidigungs- und Sicherheitspolitik gewinnen.

Als „unbelastetes Symbol“ sind vor allem Reservisten, Soldaten und deren Angehörige Träger des Bandes, doch immer mehr auch Politiker und Bürger. Die Bewertung von Einsätzen und die Solidarität mit den Soldaten sind voneinander getrennt.

Abzeichen mit Bezug auf Militär sind in Deutschland aus historischen Gründen nicht gängig, können aber möglicherweise zur Normalisierung beitragen. (BO)



© EKA / Martin Middendorf

Walter Linkmann ist Mitarbeiter der Evangelischen Militärseelsorge in Berlin

„Den Opfern von Krieg und Gewaltherrschaft“ wurde seinerzeit der Volkstrauertag gewidmet. Es wurde darauf verzichtet, zivile von militärischen, unschuldige von schuldigen Opfern zu unterscheiden. Auch wenn dieser Sonntag im November kein kirchlicher, sondern ein staatlicher Feiertag ist, nimmt sein Verzicht auf trennscharfe Unterscheidungen zutiefst christliche Überzeugungen auf. Die Unterscheidungen sind in den neuen Konflikten nicht einfacher geworden. Zum einen gibt es keinen geregelten Kombattantenstatus mehr, zum anderen lässt sich die Schuldfrage in Bezug auf überforderte Menschen, die auf der richtigen Seite stehen, aber falsche Entscheidungen treffen, unmöglich beantworten. Deshalb werden die Kirchen, wenn sie an die Menschen in den neuen Kriegen denken, immer über die Berufsgruppe der Bundeswehrosoldaten hinaussehen. Wir brauchen den Trost und das Gedenken für zivile und militärische Opfer, für diejenigen, die auf der Seite der Bundesrepublik Deutschland und ihrer Verbündeten im Einsatz sind, aber auch für die, die ihnen bewaffnet oder unbewaffnet gegenüberstehen.

Im Jahreskreis hat solch ein Gedenken im Herbst einen guten Platz. Es schließt an das allgemeine Totengedenken der katholischen Kirche an und geht dem entsprechenden evangelischen Feier-

tag voraus. Auch das war ein Grund, nach dem Krieg inhaltlich und terminlich vom „Heldengedenktag“ im März abzurücken.

Ein neuer Tag für die Opfer der neuen Kriege

Der „Volkstrauertag“, wie ich ihn in Koblenz erlebt habe, war zwar kein besonders trauriger, dafür aber auch kein tröstender Tag. Und vor allem war es ein Tag ohne Volk. Eine Pflichtveranstaltung. Bestimmt gibt es auch ganz andere Ausgestaltungen dieses Tages, wo Dörfer, Parlamente oder militärische Einheiten gemeinsam ihrer Toten gedenken, wo ehemalige Feinde sich über den Gräbern die Hände reichen. Trotzdem ist die Zeit reif, über diesen Tag nachzudenken. Ihn auch zu einem Tag zu machen für die Opfer der neuen Konflikte, an denen unser Land beteiligt ist, besonders für die Soldatinnen und Soldaten der Bundeswehr, die in unserem Auftrag kämpfen mussten, ihr Leben verloren oder an Leib und Seele Schaden genommen haben.

Über die Ausgestaltung dieses neuen Tages müssen Politik, Zivilgesellschaft, Militär und Kirchen ins Gespräch kommen. Als eine Einrichtung, die exakt an der Schnittstelle dieser Bereiche arbeitet, sieht sich die Militärseelsorge in der Pflicht. ■

Stell dir vor, es ist Veteranentag ...

Ein Kommentar zur Sache von Simone Meyer

„Lasst die mal durch, die kommen aus Afghanistan!“ Das war schon eine seltene Szene am Flughafen Köln/Bonn, als Urlauber in der Abfertigungshalle plötzlich eine Gasse machten für die Gruppe junger Männer in Tarnfleckuniformen. Die Soldaten kamen in letzter Minute am zivilen Terminal an, nach monatelangem Einsatz. Und das Militärflugzeug, das am anderen Ende des Flughafens in Köln-Wahn gelandet war, hatte mal wieder Verspätung. Umso freundlicher war die Geste der Zivilisten, die ihre Eile bemerkten. Auch umso bemerkenswerter. Genug Soldaten hatten und haben ganz andere Begegnungen in Uniform: Sie werden blöd angesprochen, beschimpft, schräg angeguckt. Zu viele Menschen ziehen sie unreflektiert zur Rechenschaft für die verhassten Auslandseinsätze der Bundeswehr. Ohne zu wissen, dass der Soldat dabei nur das Instrument ist und der Auftraggeber der Bundestag.

In diese Lücke stößt nun der Verteidigungsminister mit seinem Wunsch, eine „aktive Veteranenpolitik“ in Gang zu bringen. Bisher ist allerdings nicht einmal geklärt, wer sich überhaupt *Veteran* nennen darf, und was es demjenigen praktisch bringt, wenn er diesen Titel trägt. Von Veteranenheimen ist im Diskussionspapier des Ministeriums die Rede, von einem Veteranenbeauftragten, Veteranenabzeichen, einem Veteranentag, wie ihn andere Länder auch feiern. Alles wohlgemeinte Ideen. Häuser, Ansprechpartner, Anstecknadeln – solche Dinge kann der Dienst-

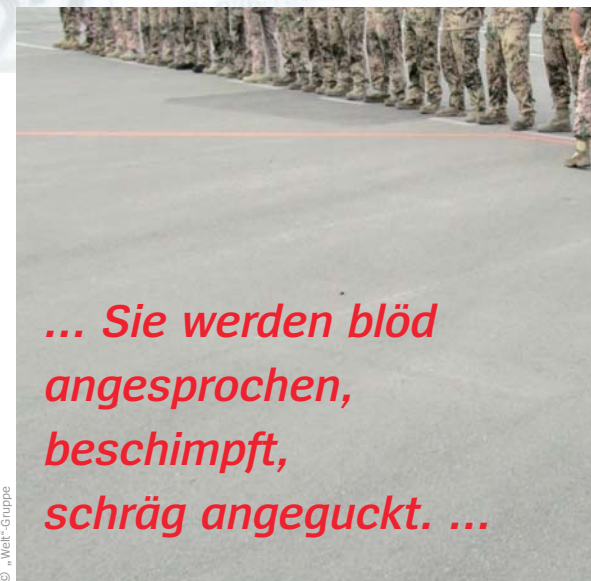
herr liefern. Bei einem Veteranentag hingegen wird das schwierig, dabei ist die Bundeswehr nämlich komplett auf die Bevölkerung angewiesen: Sie muss mitfeiern, mitdiskutieren, denen Danke sagen, die einen oft lebensgefährlichen Dienst für ihr Land leisten. Doch erfahrungsgemäß machen das eh nur Menschen, die sich bereits für das übergeordnete Thema Sicherheitspolitik interessieren. Letztlich kann man niemandem befehlen, an einer solchen Veranstaltung teilzunehmen. Stell dir vor, es ist Veteranentag – und keiner geht hin! Wenn dieses Datum also unterginge im bunten Strauß der Jahres- und Gedenktage, wäre das sehr peinlich und kontraproduktiv.

Ziel ist es doch, dass sich Soldaten von der Gesellschaft getragen fühlen in ihrem Tun. Dass das bisher anders ist, liegt daran, dass niemand ihre Aufgaben richtig versteht. Also muss man es den Menschen, den Wählern des Bundestags erklären. Das ist Aufgabe der Politik – der Abgeordneten, der Mitglieder dieser Regierung und anderer gesellschaftlicher Gruppen. Doch bisher bemühen sich die Kirchen fast allein, Diskussionen über Krieg und Frieden zu führen. Sogar der Umbau der Bundeswehr von einer Freiwilligen- in eine Berufarmee ist fast geräuschlos über die Bühne gegangen.

Seit ihrer Gründung, zehn Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs, ist auch die Bundeswehr selbst betont kühl mit sich umgegangen, hat keine pompösen

Zeremonien gefeiert, keine Paraden. Die Uniformen sind eher schlicht. Orden gibt es nur wenige, und die werden meist hinter verschlossenen Türen verliehen. Diese Nüchternheit ist geschichtlich begründet und nicht von heute auf morgen umkehrbar. Da ist es schon ein Fortschritt, dass überhaupt ein Verteidigungsminister die Worte „Krieg“ und „Veteranen“ in den Mund nimmt. Wenn er sich nun ein breiteres öffentliches Interesse wünscht, muss er auch dafür sorgen, dass seine Soldaten offen über das reden dürfen, was sie im Krieg erlebt haben, über alles Positive und über alles Negative.

Außerdem sind handfeste Dinge gefragt: für die Soldaten und ihre Fa-

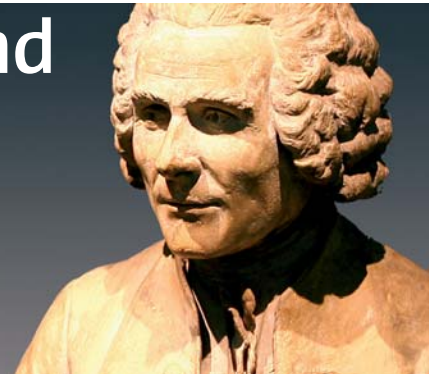


... Sie werden blöd angesprochen, beschimpft, schräg angeguckt. ...

Simone Meyer sch

„Soldaten sind nur zufällig Feinde“

Zum 300. Geburtstag von Jean-Jacques Rousseau



(c) Büste aus Gips von Jean Antoine Houdon

milien. Sie müssen sich darauf verlassen können, dass der Dienstherr bedingungslos einspringt, falls der Einsatz tatsächlich Leben verändert, erschwert, beendet. Wie viel Empathie der Umgang mit Verwundeten, Traumatisierten und Hinterbliebenen von Gefallenen erfordert, hat sich im Ministerium aber noch nicht bis in die letzte Schreibstube herumgesprochen. Noch immer behindert gewachsene Bürokratie eine schnelle, angemessene Hilfe. Für den Verteidigungsminister sollte die Wertschätzung von Veteranen im eigenen Haus anfangen. Dort könnte man sich zum Beispiel auch fragen, warum denn Soldaten selbst ihre Weiterreise von Köln-Wahn nach Hause regeln müssen. ■



eyer schreibt für „Die Welt“ und „Welt am Sonntag“ über Sicherheits- und Verteidigungspolitik.

In seiner ersten Rede nach der Wahl zum Bundespräsidenten hat Joachim Gauck den „schönen Sonntag“ des 18. März 1990, den Tag der ersten freien Volkskammerwahlen, in Erinnerung gerufen: „Millionen Ostdeutsche“ durften nach 56 Jahren „endlich Bürger sein“. „Ich wünschte mir ein Bürger zu sein, nichts weiter, aber auch nichts weniger“, sagte der neue Bundespräsident. Bürger ist, wer sich aktiv an der Gestaltung des Gemeinwesens beteiligen kann und sich beteiligt; wer nur passiv den Gesetzen unterworfen ist, ist Untertan.

Wir verdanken das moderne Verständnis vom Bürger in großem Maß einem der schillerndsten Denker der Philosophiegeschichte, nämlich Jean-Jacques Rousseau. Vor 300 Jahren, am 28. Juni 1712, wurde er geboren. Als „Bürger ohne Vaterland“ (Robert Spaemann) führte er ein rastloses Leben zwischen seiner Vaterstadt Genf, Venedig, Paris, Savoyen, England und den damals preußischen Gebieten um Neuchâtel, wo ihm der gleichaltrige preußische König Friedrich der Große zuerst Asyl, dann sogar finanzielle Unterstützung gewährte. Er konvertierte vom Calvinismus zum Katholizismus und später wieder zurück zur Genfer Konfession.

Rousseau schrieb über die Wissenschaft, über den Staat, über die Erziehung, über die Musik – und er schrieb Musik, komponierte Opern und verfasste Theaterstücke. In seiner politischen Philosophie wendet er sich scharf gegen das Menschenbild von Thomas Hobbes: Keineswegs sei der Mensch im ursprünglichen Naturzustand (der ‚condition animale‘) dem anderen ein Wolf, im Gegenteil: die ursprünglichen Triebe sind Selbstliebe (amour de soi im Gegensatz zur zerstörerischen amour-propre) und Mitleid (pitié naturelle). Aber insbesondere die Ausbildung von Eigentumsansprüchen stellte

für ihn den Beginn einer menschlichen Verfallsgeschichte dar, die nur durch die Einrichtung eines Gesellschaftsvertrages („contrat social“) wieder umgekehrt werden kann, der eine Herrschaft etabliert, die auf dem Gemeinwillen („volonté général“) basiert. Eine legitime Herrschaftsordnung setzt für ihn immer die Zustimmung der Beherrschten voraus. Die bestehenden Verhältnisse seiner Zeit zementieren aber nur Klassenunterschiede, die unmöglich aus der ehrlichen Zustimmung der Unterlegenen hervorgegangen sein können. Mit diesen Überzeugungen wurde Rousseau zu einem intellektuellen Vordenker der Französischen Revolution.

Rousseau hat das Bild des Krieges und des Soldaten über Jahrhunderte hinweg geprägt.

Im „Contrat Social“ lesen wir:

„Der Krieg ist ... keine Beziehung zwischen einzelnen Menschen, sondern eine Beziehung zwischen Staaten, bei der die einzelnen nur zufällig Feinde sind, nicht als Menschen, nicht einmal als Bürger, sondern als Soldaten; nicht als Glieder des Vaterlandes, sondern als seine Verteidiger. Kurz, jeder Staat kann nur andere Staaten zum Feind haben und nicht Menschen.“

„Da der Zweck des Krieges die Vernichtung des feindlichen Staates ist, hat man das Recht, die Verteidiger desselben zu töten, solange sie Waffen tragen; sobald sie aber die Waffen strecken und sich ergeben, hören sie auf, Feinde oder Werkzeuge des Feindes zu sein, sie werden einfach wieder Menschen, und man hat kein Recht mehr über ihr Leben.“

Heute in der Zeit der ‚nicht-staatlichen Gewaltakteure‘ sind dieses Kriegsbild und seine normativen Implikationen schwierig geworden. – Am 2. Juli 1778 starb Rousseau in Ermenonville bei Paris.

Dr. Bernhard Koch

Kämpfen für die Menschenrechte?

Zentrum für ethische Bildung (zebis) tagte im Bonner Münster-Carré.

„R2P“ – eine gängige Abkürzung, die seit längerem schon Eingang in die völkerrechtlichen und friedensethischen Diskussionen gefunden hat, steht für ein Dokument, das zwischenzeitlich einen hohen Stellwert hat. „Responsibility to Protect“ bedeutet übersetzt die Abkürzung und greift ein Dokument auf, welches 2001 initiiert wurde und in der Resolution 1674 des Sicherheitsrates der Vereinten Nationen (UN) erstmals als völkerrechtlich verbindliches Dokument genannt wurde. Zuletzt erwähnt in der Resolution des UN-Sicherheitsrates 1973, die das Mandat für die Durchsetzung der Flug-

verbotszone für Libyen beschrieb und damit letztendlich auch zum Sturz des Gaddafi-Regimes führte.

Auf dieses Dokument wird immer dann verwiesen und daraus wird zitiert, wenn nach der Verantwortung in den Staaten gefragt wird, in denen schwerste Verletzungen der universal gültigen Menschenrechte registriert werden müssen. Für eine nähere Bestimmung dessen, was dieses im Einzelnen ausmachen kann, zählen z. B. Völkermord, Kriegsverbrechen, Verbrechen gegen die Menschlichkeit und ethnische Säuberungen. Beispiele hierfür sind weitestgehend bekannt, denn darüber wird weltweit berichtet. Doch gefragt nach erfolgversprechenden Initiativen, die zu einer Verbesserung der Menschenrechtssituation in den Ländern führen, wird zumeist auf das Prinzip der Nichteinmischung in die inneren Angelegenheiten der jeweiligen Staaten verwiesen. Mithin bleibt nach derartigen völkerrechtlich verbindlichen Verweisen die Situation unbefriedigend.



„Auch wer sich nicht einmischt, mischt sich ein“, so eine Wortmeldung aus dem Kreis derer, die der Einladung des Zentrums für ethische Bildung in den Streitkräften, welches 2010 gegründet wurde und am Institut für Theologie und Frieden (IThF) in Hamburg angesiedelt ist, gefolgt waren. Soldatinnen und Soldaten und weiteren Interessierten bot es Gelegenheit, das Prinzip der



Schutzverantwortung auf den Prüfstand zu stellen. Weil in diesem Zusammenhang der Ruf nach Interventionen, auch mit militärischen Mitteln untermauert, lauter wird, eröffnete Wolfgang Schneiderhan, Generalinspekteur der Bundeswehr von 2002 bis 2009 und Mitglied im Beirat des Zentrums für ethische Bildung, den Diskurs mit dem dringlichen Hinweis darauf, militärische Aspekte der Schutzverantwortung „in Politik, Recht und Ethik einzubetten“ und fernerhin „militärische Aspekte einzuhegen in einem umfassenden Konzept kollektiver Sicherheit“. Gefragt nach dem Zeitpunkt einer militärischen Intervention stellte sich heraus, dass es sich in diesem Sinne nicht um ein „letztes Mittel“ auf einer Zeitschiene handeln kann, sondern immer um das „äußerste Mittel“ handelt, auf das Staaten zurückgreifen.

Für Prof. Dr. Andreas Zimmermann, der die Professur für Öffentliches Recht an der Universität Potsdam innehat und u. a. den Internationalen Gerichtshof in Den Haag in einer Vielzahl von völkerrechtlichen Verfahren berät, wusste in seinen Einlassungen über das Prinzip der Schutzverpflichtung zu berichten, dass bislang weder die Bundesregierung noch der Deutsche Bundestag in den jeweiligen Mandatierungen für

Einsätze deutscher Streitkräfte außerhalb der Landesverteidigung „auf das Konzept der Schutzverantwortung Bezug genommen“ haben. Er machte gleichzeitig darauf aufmerksam, dass vor allem die Staaten Brasilien, Russland, Indien, China und Südafrika – die sogenannten BRICS-Staaten – Versuche verstärken, „das Konzept der Schutzverantwortung von der internationalen Tagesordnung zu nehmen und stattdessen das Prinzip der Nichteinmischung in die inneren Angelegenheiten neu zu stärken“.

Abgeschlossen wurden die einführenden Überlegungen zu „R2P“ mit einem leidenschaftlich

vorgetragenen Statement des an der Universität Westminster lehrenden Professors für Internationale Beziehungen, Prof. Dr. David Chandler, der den Versuch unternahm, das sogenannte „Interventionsdilemma“ neu zu definieren. Er legte dabei abschließend den Fokus auf eine Feststellung, die aufhorchen ließ: „Die Wiederbelebung der Schutzverantwortung anstelle der Bildung eines neuen internationalen Konsenses über humanitäre militärische Intervention zeigt, dass die Westmächte an einer Konsensfindung gescheitert sind, wovon die UN nun profitieren kann.“ Fortgesetzt und vertieft wurden diese grundsätzlichen wie auch aktuellen Fragen um das „Recht auf Schutz“ in verschiedenen Arbeitsgruppen, die die Vortragenden nutzten, um zusätzliche Aspekte aufzuzeigen.

Will man ein Fazit am Ende der Veranstaltung ziehen, so kann resümiert werden, dass es mit Verweis auf das UN-Dokument gelingen könnte, ständige Mitglieder im Sicherheitsrat, die ein Veto einlegen, wenn es um den Schutz der universal gültigen Menschenrechte geht, unter neue Begründungszwänge zu stellen. Wäre dem so, dann hätte eine „Responsibility to Protect“ viel erreicht.

Josef König

Zu viele Flaschenhälse

Kolumne des Wehrbeauftragten des Deutschen Bundestages, Hellmut Königshaus

In der vergangenen Ausgabe von *Kompass. Soldat in Welt und Kirche* habe ich Kritik daran geübt, dass zahlreiche Soldatinnen und Soldaten bereits kurz nach der Rückkehr von vorangegangenen Auslandseinsätzen wieder für die Eingreifreserve der *Operational Reserve Force (ORF)* eingeplant worden waren. Tatsächlich wurde die ORF dann ja auch in den Einsatz gerufen, was an sich nicht zu kritisieren ist, denn dafür ist eine Reserve da. Aber es war ja schon bei der Einplanung klar, dass in einem solchen Fall den betroffenen Soldatinnen und Soldaten – und, nicht zu vergessen, auch ihren Angehörigen – nicht die ihnen zustehenden Schutzzeiten gewährt werden könnten. Ich hatte dies als Beleg für Desinteresse der Planer an den Belastungen dieser Betroffenen gewertet. Dafür wurde ich heftig kritisiert. Es fühlten sich vor allem jene getroffen, die gar nicht gemeint waren, die sich bemüht hatten, den „Planungsfehler“ noch zu korrigieren, was aber zu diesem Zeitpunkt nicht mehr möglich war. Also: Der Inspekteur, der Befehlshaber und ihre Stäbe haben sich bemüht, diesen Fehler zu korrigieren, wenngleich vergebens, aber ein Planungsfehler war es eben doch, und zwar ein vermeidbarer.

Nun offenbart der Vorgang aber auch ein tiefer liegendes Dilemma: Wir haben schon lange nicht mehr nur bei den Spezialverwendungen viel zu viele „Flaschenhälse“, viel zu wenig Flexibilität im Personalgerüst, so dass solche Fehler vorprogrammiert sind. Gerade hier müsste durch Personalverstärkungen entgegengewirkt werden – stattdessen geschieht in vielen Bereichen das Gegenteil. Die Spezialpionier- und die ABC-Kräfte beispielsweise werden verkleinert, obgleich sie heute schon überlastet sind und gerade auch in Zukunft eher mehr als weniger Aufgaben übernehmen müssen. Man kann im konkreten Fall auch fragen, weshalb offenbar gerade solche Mangelressourcen für eher

infanteristische Aufgaben eingesetzt werden mussten, wie bei der ORF geschehen.

Jedenfalls müssen zu viele Soldatinnen und Soldaten oftmals mehr als sechsmonatigen Stehzeiten viel zu lange und in immer kürzeren Abständen zu häufig in die Einsätze gehen. Dies führt zu immer größerer Belastung der Frauen und Männer und der Familien. Die mir immer wieder geschilderten Fälle dramatischer Trennungen belegen dies. Noch immer wird ein Zusammenhang zwischen häufiger Abwesenheit von zu Hause und einer Trennung oder Scheidung allerdings vielfach bezweifelt: „Auch außerhalb der Bundeswehr gibt es Trennungen“, wird mir dann für gewöhnlich entgegengehalten. Ja, das stimmt, aber im Verhältnis eben lange nicht so viele. Oftmals zeigt sich auch, dass in solchen Fällen zunächst darauf verwiesen wird, die Ursache liege doch überwiegend im privaten Bereich. Befasst man sich näher mit den einzelnen Fällen, stellt man meist sehr schnell fest, dass gerade die häufigen Abwesenheitszeiten wegen der Einsätze, wegen Kommandierungen und Übungen und ganz allgemein wegen der verbreiteten Pendelei zwischen Wohn- und Dienstort gerade bei jungen Paaren eine ganz wesentliche Ursache sind. Das haben mir die Soldatinnen und Soldaten bei meinen jüngsten Besuchen in Afghanistan und im Kosovo wieder eindrücklich berichtet. Dem muss der Dienstherr gezielt entgegenwirken. Das jüngst verkündete Standortkonzept liefert dazu leider keinen Beitrag, jedenfalls keinen positiven. Die Chance, hier durch Bündelung zusammengehörender Truppenteile den Soldaten und ihren Angehörigen langfristig Standortsicherheit zu gewähren, wurde leider vertan. Wenigstens in der Gestaltung der übrigen Rahmenbedingungen sollten jetzt die noch verbleibenden Stellschrauben genutzt werden, um diese Probleme zu entschärfen. ■



© KMBA / Christina Lux

„Zum Haus des Herrn wollen wir gehen“

Internationale Soldatenwallfahrt nach Lourdes – der Weg zur Königin des Friedens

Es ist eine Wallfahrt der Begegnung. Der kleine Marienwallfahrtsort Lourdes platzt aus allen Nähten. Truppen aus Ungarn und Österreich marschieren im Gleichschritt die Straße hinunter. Pflegerinnen ziehen Kranke in blauen Rikschas durch den heiligen Bezirk. Die Souvenirläden sind überfüllt von Pilgern, die eine Madonna kaufen, um diese mit Wasser zu füllen. Die Straße staut sich, weil die Gruppe aus der Elfenbeinküste einen Kreis bildet und alle mit schwingenden Tüchern zum Tanzen bewegen. Die Musik ist ohrenbetäubend. Von hinten kommen die irischen Soldaten mit ihren Dudelsäcken und die leicht gebrochenen afrikanischen Rhythmen vermischen sich mit dem orgelnden irischen Melodien und dem schnarrenden Rhythmus. Alle tanzen, ein Auto kämpft sich durch die Massen und der schöne Moment ist vorbei.

Stellt man sich so eine Soldatenwallfahrt vor? Über 11.000 Militärangehörige versammeln sich zur 54. Internationalen Soldatenwallfahrt im Südwesten Frankreichs. Aus Deutschland sind fast 850 angereist und viele genießen jetzt die Stimmung im Zeltlager. Für diese wird der 9.–15. Mai 2012 künftig mit einem ganz besonderen Erlebnis verbunden sein. Eingeladen sind sie alljährlich vom französischen Militärbischof. Das Motto der diesjährigen Wallfahrt lautet „Ave Maria – Königin des Friedens“.

Es hat sich am Samstag plötzlich abgekühlt, es nieselt ein wenig, Feuchtigkeit, Dunst liegt in der Luft. Alle versammeln sich oben im Zeltlager und die Dame neben mir erzählt, wie sie vor 7 Jahren „förmlich angezogen“ wurde von einem Lourdes-Plakat, seitdem kommt sie jedes Jahr.

Das Zeltlager steht auf dem grünen Gelände oberhalb des Heiligen Bezirks. Dort oben auf dem „Mont des Béatitudes“ zelebriert der Katholische Militärbischof Dr. Franz-Josef Overbeck mit den Militärpfarrern ein Pontifikalamt und spendet Obermaat Steven Gropp das Sakrament der Taufe und mit zwei Soldatinnen – Oberstabsarzt Dr. Julia van Dorsten und Oberbootsmann Bianca Bartels – das der Firmung.

Gropp erzählt später, hier seien der richtige Ort und der richtige Zeitpunkt, um sich taufen zu lassen. Damit erfüllt sich beim Täufling ein lang gehegter Wunsch, der nun eher spontan umgesetzt wird, denn er hat sich erst vor zwei Tagen entschlossen, die Taufe nun schon in Lourdes zu empfangen. „Das ist meine erste Soldatenwallfahrt und ich bin total beeindruckt.“ Gespräche mit Kameraden, der Kontakt zum Militärpfarrer und seine Eheschließung haben ihn zu diesem Schritt bewegt. Die Sakramente hier in Lourdes zu empfangen, ist etwas ganz besonderes für ihn. „Das ist einmalig – und eine Ehre!“

Der Militärbischof sagt, es sei immer wieder eine Herausforderung für Menschen, Grenzen zu überschreiten und Gewohntes hinter sich zulassen. Christ sein aber bedeute, Neues zu wagen mit Gott. Dafür brauche man Kraft, auch und besonders als Soldat. Und der Bischof setzt in seiner Predigt fort, dass Gewalt gerecht angewendet werden muss. Gewaltanwendung ist immer eine ethische Herausforderung und ultima ratio. Es gibt aber einen inneren Zusammenhang zwischen der Haltung des Einzelnen und dem Tun der Gemeinschaft.

Wir werden gebraucht

Im Zeltlager segnet Militärbischof Overbeck zu Beginn eine Kerze – sie wird später von einer Abordnung an die Grotte getragen – und findet viele Worte des Dankes. Für die vier seit letztem Jahr gefallenen Soldaten wurden in der Messe Fürbitte gehalten und nun wird ihrer in einer Minute des Schweigens gedacht.

Staatssekretär Stéphane Beemelmans erinnert an die persönlichen Erfahrungen seines Besuchs in Lourdes 2011. Sein Grußwort schließt mit dem Dank für den Dienst, den die Militärseelsorge auch und gerade mit den Soldaten in den Auslandseinsätzen leistet. Viele Soldaten seien in Afghanistan und an

derswo im Einsatz. Die Berichterstattung sei leider oft durch die Taten der Täter und nicht durch die der Soldaten geprägt. Seine Ansprache steht unter dem Motto „Wir werden gebraucht“. Und der stellvertretende Inspekteur Heer Generalleutnant Kasdorf hebt schließlich hervor, dass es auf das Kämpfen-Können ankommt. In vielen Einsätzen stabilisieren und wahren deutsche Soldaten Frieden. Die Möglichkeit der Begegnung solle genutzt werden.

Die rund 850 deutschen Teilnehmer finden immer wieder Orte im Heiligen Bezirk, an denen Stille und Ruhe das Beten des Rosenkranzes und die Feier der Heiligen Messe ermöglichen. Auch im Zeltlager, dem eigentlich zentralen Ort, an dem sich Soldatinnen und Soldaten aus 34 Ländern zusammen finden.

Göttlicher Geschmack

Für viele ist Lourdes eine Auszeit vom Normalen. In den Zelten schlafen bis zu 15 Mann, vom Gefreiten bis zum Major. In dieser Zeit sind zivile und militärische Rangunterscheide wie aufgehoben, man duzt sich. Im Grunde findet eine Wandlung des sozialen Umfelds statt. Das ist nicht nur Geselligkeit. Der kontemplative Weg führt in die Erfahrung einer tiefen Verbundenheit mit allen Menschen. „Zum Haus des

Herrn wollen wir gehen“ (Psalm 122) ist ein Wallfahrtspsalm und zeigt, dass der Aufstieg zum Tempel auch der Aufstieg der Seele zu Gott ist. Auf diesem Weg kommt es immer wieder zu Begegnungen und Gesprächen in Ruhe: ein slowenischer Soldat meint, er sei seinen Weg in der Vergangenheit konsequent gegangen und erzählt, wie sich seine Wahrnehmung in Lourdes auf nichts anderes richten kann, als auf die verborgene Gegenwart Gottes. Er erzählt, dass dann alles einen „göttlichen Geschmack“ bekommt, obwohl ja alles sehr irdisch ist. „Diese Erfahrung geht zwar wieder vorüber, aber sie hat tatsächlich diese viel besagte Spur in mir hinterlassen.“

Wenn man den Weg nach Lourdes in Angriff nimmt, weiß man manchmal noch nicht, dass man einen Schritt hin zur Versenkung macht und vergisst es vielleicht auch in der Masse und Lautstärke. Viele finden in den Nachtstunden zur Grotte und dieser Weg ist immer ein Stück weit via purgativa – eine Reinigung. Geht man nachts den in Schlangenlinien angelegten Weg von der Rückseite der Rosenkranzbasilika hinunter, geht es in der Einsamkeit gar nicht mehr um das eigene Ich. Die Reinigung vollzieht sich in dem Maße, wie man sich öffnet – und das sieht und spürt man in diesen späten Stunden an der Grotte. Hier wird nichts mehr ak-

tiv getan, hier geht es um Sehnsucht, Sicherheit, Trost. Wallfahren ist ein Angebot, sich für die Gegenwart Gottes zu öffnen – und das kann sehr unvermittelt passieren.

Die Marienerscheinungen des Mädchens Bernadette Soubirous wurden am 18. Januar 1862 von Bischof Laurence von Tarbes bestätigt und 1891 von Papst Leo XIII. kirchlich anerkannt. Mit 14 Jahren erscheint ihr in der Grotte von Massabielle 18 Mal eine schöne Dame, die sich als die „Unbefleckte Empfängnis“ zu erkennen gibt. Die Gottesmutter selbst habe sie beauftragt, eine Kapelle zu errichten und Wallfahrten abhalten zu lassen, berichtet Bernadette. Sie legt die Quelle frei, deren Wasser heilt. Seit 1858 sind mehr als 30.000 unerklärliche Heilungen gemeldet. Täglich fließen etwa 120.000 Liter Lourdes-Wasser aus der Grotte.

*Ich glaube nicht an Wunder,
ich weiß, dass es sie gibt.*

Der erste Termin des Militärbischofs führt ihn bereits am Freitag in das Hospital Accueil Notre Dame zu den 18 Kranken der deutschen Wallfahrtsgruppe, die dem Bischof erwartungs- und hoffnungsvoll begegnen. Militärfarrer Pater Andreas Meyer, geistlicher Begleiter der Krankengruppe, erzählt beeindruckt mit wie viel Mut der so wichtige Weg nach Lourdes beschritten wird.>>

© KMBA / Christina Lux





© KMBA / Christina Lux

>>Und der Bischof, der sich direkt den Kranken zuwendet, sagt, dass das Beieinander-Sein, das Eindrücklichste sei, das die Menschen verwandle, und das die Menschen mit nach Hause nehmen können – Hoffnung und Stärkung und die Gemeinschaft des positiven Miteinanders im Gebet. Und nachdenklich folgt auch die Dankbarkeit für die wunderbare Fürsorge.

Oberfeldarzt Dr. Michael Nowak erzählt von 67 unerklärlichen Heilungen, die offiziell als Wunder von der Kirche anerkannt sind. Er schwärmt von seinem Team rund um Pater Andreas Meyer, Schwester Irmgard und Fritz Dietl. Und plötzlich steht der Satz im Raum: „Ich glaube nicht an Wunder, ich weiß, dass es sie gibt.“ Die Kranken spüren diesen individuellen positiven Geist, aber auch den der Gemeinschaft, durch den ein solcher Arzt getragen wird, um seine Leistungen so positiv und energiegelad zu erfüllen.

Erlebnis der Gemeinschaft

Es gibt die Souvenirläden, aber keine aufdringlichen Verkäufer oder Preise, die vor den Kopf stoßen, es gibt das

Feiern – und das ist auch gut so – und daraus viele Begegnungen. Da steht der Unteroffizier Arm in Arm mit einem kroatischen Soldaten, da sieht man den Rollstuhlfahrer, der vor lauter Hilfsbereitschaft von dreien angeschoben wird. Und einfach viele, offene, nette Menschen. Eine Schwester meint, es sei doch ganz normal, dass man innerlich berührt, sich Kitsch kaufe oder Lourdes-Wasser trinke. Vielleicht in der Hoffnung, dass zumindest Linderung erfahren wird. Ob morgens um sechs oder nachts um zwei, ob alleine oder in der Gruppe, überall ist diese Soldatenwallfahrt geprägt von Freundlichkeit, Höflichkeit, Respekt und Toleranz untereinander – eine Wallfahrt, die zu Recht als Friedenswallfahrt beschrieben wird.

Deshalb kommen die Soldaten, um diese Erfahrungen zu sammeln. Sie machen sich auf den Weg in Flugzeugen und in Sonderzügen, die in diesem Jahr aus Münster, Hamburg und Nürnberg abfahren. Oberstleutnant Siegfried Czorny ist der Verantwortliche für den Sonderzug aus Nürnberg. Er sagt, dass er in der Familie Probleme hatte, die gelöst sind, und auch gesundheit-

lich ist er wieder fit. Viele können sich Lourdes zwar nicht vorstellen, aber er mache unbedingt Werbung. Es ist jedes Mal anders, spannend neu. „Das Erlebnis Kameradschaft und Gemeinschaft nimmt man aus Lourdes mit – und das geht weit über das normale Maß hinaus.“

Kraft aus dem gelebten Christsein

Der erste Programmpunkt der Soldaten ist ganz zu Anfang der Wallfahrt die Heilige Messe an der „Grotte im Felsen von Massabielle“, dem „alten Fels“. Die Messfeier für die frisch angekommenen deutschen Pilger zusammen mit denen aus Österreich und der Schweiz und deren Militärggeistlichen, feiert der Militärbischof für Österreich Christian Werner mit dem Militärgeneralvikar aus Deutschland. Prälat Walter Wakenhut sagt, dass Frieden nicht unmöglich, „keine weltfremde Utopie“ ist. Und er erinnert daran, dass nur gelebtes Christentum, Freude am Glauben und das Darüber-Reden hilft. „Reden sie als Soldaten darüber, was sie zum Wohl der Völkergemeinschaft beitragen als Diener der Sicherheit und der Frei-

heit der Völker. Das ist unsere gemeinsame Verantwortung, ob Soldat oder Zivilist, ob Mann oder Frau, ob Priester oder Laie. Das ist unser Beitrag, für die Zukunft eines Europas, das nicht von einer christlichen Tradition zehrt, sondern aus einem gelebten Christsein seine Kraft schöpft.“

Der Katholische Militärbischof Dr. Franz-Josef Overbeck war zum zweiten Mal als Hirte der „Kirche unter Soldaten“ in Lourdes dabei. Angereist ist er mit Gästen aus dem Bundesministerium der Verteidigung - u.a. Staatssekretär Stéphane Beemelmans und Generalleutnant Bruno Kasdorf, Stv. Inspekteur Heer und aus der Politik mit den Abgeordneten Ernst-Reinhard Beck, verteidigungspolitischer Sprecher der CDU/CSU-Bundestagsfraktion und Norbert Geis. Die Gäste des Militärbischofs beten, wie die Pilgergruppen mit den Kranken vor ihnen, die 14 Stationen des Kreuzweges.

Gefühl des Dazugehörens

Als die Internationale Eröffnungsfeier in der Basilika Pius X. beginnt, ziehen alle Nationen ein: Vatikanstaat, Deutschland, Österreich und alle weiteren folgen bis alle 34 Länder willkommen geheißen sind. Fahnen, Gleichschritt und Musik mal 34 – insgesamt werden 2012 über 11.000 Menschen willkommen geheißen.

Ein Unteroffizier, ein Gefreiter und ein US-amerikanischer Kadett sind gute

Freunde geworden. „It’s most important – the being together.“ Für einen Moslem hat die Fahrt einen besonderen Reiz „Ich lerne viel über den katholischen Glauben. Das ist mehr als spannend. Ich denke viel nach. So viel gebetet wie in den letzten Tagen habe ich noch nie.“ Er will nächstes Jahr wieder dabei sein.

Pilgern ist ein urmenschliches Bedürfnis: Soldaten machen sich auf den Weg, haben ein Ziel, suchen nach Orientierung, eventuell auch einen Neuanfang. Und Wallfahren ist auch etwas für die der Kirche gegenüber Distanzierten. Bei der Lichterprozession genießen Katrin und Jörg, ein Soldatenpärchen, das auffällt, groß und vom Schein der Kerze beleuchtet, die Romantik des Moments. Es stellt sich heraus, dass Katrin sich in Lourdes vorgenommen hat, ab jetzt in die Messe zu gehen und Jörg möchte auf jeden Fall kirchlich heiraten. Ja, diese Entscheidung hat etwas mit ihrem gemeinsamen Lourdesbesuch zu tun: „Es war für uns ein Gefühl des Dazugehörens, am Anfang einfach nur zur Gemeinschaft, aber dann haben wir gemerkt, dass wir getragen werden.“

Zufrieden über Engagement und Professionalität

Die Internationale Messfeier am Sonntag wird von der deutschen und irischen Delegation gestaltet und vom kanadischen Kardinal Marc Ouellet, Präfekt der Bischofskongregation, zele-

briert. Sie findet in der unterirdischen Basilika Pius X., die Platz für 20.000 Pilger bietet, statt und ist ein Höhepunkt der Wallfahrt. Und das Konzert des Luftwaffenmusikkorps 1 aus Neubiberg unter der Leitung von Hauptmann Martin Jankovsky bietet in der vollen Kirche St. Bernadette eine formidable Abrundung und gute Abschlussstimmung für die Wallfahrt zu „Unserer Lieben Frau von Lourdes“. Oberstleutnant Stefan Graichen, dem in Lourdes die militärische Gesamtleitung anvertraut ist, wird vom französischen Militärbischof Luc Ravel die „Goldene Medaille der internationalen Soldatenwallfahrt“ verliehen. Auch der Gesamtleiter der Soldatenwallfahrt Militärdekan Monsignore Meyer kann nach all den Anstrengungen und Mühen nun zufrieden auf sein Engagement der letzten Wochen zurückschauen.

Auf der Brücke Pont Vieux steht ein niederländischer Soldat, der schwärmt: „Wir treffen hier mit so vielen Leuten aus anderen Ländern zusammen“ und er zieht einige bunte Abzeichen aus seiner Hosentasche, die werden hier aus Freundschaft miteinander geteilt. In solchen Momenten offenbart Lourdes einen großen Frieden zwischen den Nationen. Ein junger Amerikaner schließt sich an: „The mix makes me deeply contemplate: belief and international meetings come together – catholic in every way“, und er stimmt das Ave Maria des Lourdes-Liedes an.

Barbara Ogrinz

© KMBA / Christina Lux



„Ich schätze die Militärseelsorge sehr, weil ich sehe, was sie an Gutem bewirkt.“

Lourdes-Interview mit Generalleutnant Bruno Kasdorf, Stv. Inspekteur Heer



Kompass: Herr Generalleutnant, Sie sind das erste Mal in Lourdes. Welche Erwartungen haben Sie mitgebracht?

Generalleutnant Kasdorf: Ich war sehr gespannt auf Lourdes und noch mehr auf die Teilnehmer der Wallfahrt. Letztes Jahr bin ich nach Polen gefahren und habe an der Wallfahrt nach Tschenstochau teilgenommen. Ich fand es sehr beeindruckend, wie die Polen das gemacht haben. Aus dem gesamten Land kommen sie nach Tschenstochau marschiert. Wir hatten eine deutsche Marschgruppe dabei. Dort hat es mich also hingeführt und es hat mich sehr angesprochen. Der Ablauf und die Kameradschaft waren überzeugend. Und daraufhin habe ich gedacht, jetzt gucke ich mir an, wie das in Lourdes ist.

Kompass: Was finden Sie in Lourdes das Besondere?

Generalleutnant Kasdorf: Hier in Lourdes ist die Internationalität stärker ausgeprägt. Wenn wir hier mit über 30 Nationen präsentiert sind, ist das ein großer Unterschied, denn in Polen war die deutsche Marschgruppe die einzige ausländische, was von den Polen sehr goutiert wurde. Aber diese Internationalität hier in Lourdes ist sehr stark und ein gutes Zeichen.

Kompass: Die Militärseelsorge trägt die Soldatenwallfahrt und ist vor Ort für die Soldaten da.

Generalleutnant Kasdorf: Ja, und ich schätze die Militärseelsorge sehr, weil ich sehe, was sie an Gutem bewirkt, gerade bei unseren Soldaten in Einsätzen. Da sind die Militärpfarrer von großer Bedeutung.

Kompass: In Ihrer Rede sprachen Sie davon, dass es auf das Kämpfen-Können ankomme. Referieren Sie damit auf die Realität oder auf die öffentliche Meinung?

Generalleutnant Kasdorf: Wir reden häufig um den heißen Brei. Wenn ich Bundeswehr einsetze, dann geht es vor allen Dingen um Fähigkeiten, die ich zum Einsatz bringe. Und unsere besondere Fähigkeit ist dieses Kämpfen-Können, etwas auch mit Gewalt durchzusetzen. Und das muss man einfach wissen. Natürlich übernehmen die Soldaten auch den Part des Helfens und Schützens, aber das ist nicht das Entscheidende. Denn helfen und schützen können auch andere. Und ich meine, das müssen wir auch betonen. Und wenn wir hingehen und Soldaten einsetzen – und glücklicherweise heutzutage besonders auch, um Frieden zu schaffen oder zu stabilisieren – dann dort, wo Frieden vor allen Dingen durch Kampf gewährleistet werden muss. Stabilisation durch Präsenz und Einsatz von Gewalt. Darum ging es mir.

Kompass: Wie wichtig sind dabei fundierte friedensethische Positionen?

Generalleutnant Kasdorf: Was ich richtig und gut finde, wenn Soldaten gefordert sind, sich immer wieder Gedanken darüber zu machen – das hat der Bischof auch herausgestellt. Gewalt ist eine ultima ratio, nicht im Sinne einer zeitlichen Abfolge, sondern es ist das Äußerste, das man gegebenenfalls anwenden muss, um etwas zu bewirken. Es kann sein, dass Gewalt – die per se ein Übel darstellt – im Vergleich zu etwas anderem das kleinere Übel darstellt. Und dann verhält es sich wie das größere zum kleineren Gut. Und dessen muss man sich auch gegenwärtig sein.

Das Interview führte Barbara Ogrinz.





Weitere Berichte, Bilder und Predigten von der Soldatenwallfahrt nach Lourdes im Internet



Aus vielen Perspektiven

Die Wallfahrt von Anfang bis Ende filmisch begleitet



Lourdes

Die Firma Sabotakt aus Homburg/Saar produziert einen Dokumentarfilm über die Internationale Soldatenwallfahrt – am Beispiel von Lourdes 2012. Die Bild- und Tonaufnahmen der Veranstaltungen, Interviews, Stimmungen, etc. sind zwar seit dem 14. Mai „im Kasten“, allerdings wird es nun noch einige Monate dauern, bis das Ergebnis in Langform zu Festivals angemeldet und in Kinos oder Kasernen gezeigt werden kann. Eine kürzere Fassung für das Fernsehen von voraussichtlich 45 oder 60 Minuten kann wohl spätestens zur nächsten Wallfahrt im Mai 2013 vom Saarländischen Rundfunk (SR), der das Projekt finanziert, ausgestrahlt werden. Es wird von der Saarland Film gefördert und mindestens eine weitere Ausstrahlung im 1. Programm der ARD ist vorgesehen, aber noch nicht sicher. Das Team Tarek Ehlail (Produzent und

Regisseur), Mathias Prause (Kamera) und Lars Henning Jung (Ton und Assistenten) begleitete die Wallfahrtsteilnehmer fast rund um die Uhr und stieß auf große Offenheit. Umgekehrt erfuhr es auch immer wieder Interesse, wenn es mit der handlichen Filmkamera und der „Mikrofon-Angel“ von der Hinfahrt in Sonderzug 2 von Hamburg-Altona bis zum Abschied von der Krankengruppe in der Transall am Flughafen Köln-Wahn auftauchte; oft wurde gefragt, wann und wo das Ergebnis zu sehen sein würde. Da es sich nicht um eine aktuelle Reportage, sondern um einen kinoreifen Dokumentarfilm handelt, stehen dafür noch keine Termine fest. Sie werden aber von der Katholischen Militärseelsorge und innerhalb der Bundeswehr rechtzeitig bekannt gemacht.

Jörg Volpers



© KOMPASS / Jörg Volpers (3)

Aufgeschlossen für Neues

Beim Vorbereiten des Sonderzuges 2 in Hamburg habe ich als Leiter des Pilgerzuges einen unscheinbaren kleinen Vierkantschlüssel erhalten. Wofür dieser Schlüssel gut war, wusste ich: mein Abteil verschließen oder öffnen. Aber auf der Zugfahrt nach Lourdes habe ich erfahren, dass ich mit dem Schlüssel manche „Räume“ öffnen konnte, die mir normalerweise verschlossen geblieben wären. Ich hatte auf der Pilgerreise immer wieder sogenannte „Schlüsselerlebnisse“.

Das Bild des Schlüssels möchte ich übertragen auf unsere Soldatenwallfahrt nach Lourdes. Mancher unter uns ist zum ersten Mal auf einer Wallfahrt. Vieles ist fremd, Gebetsformen und Texte unbekannt. Man braucht einen Schlüssel, der das Neue aufschließt und verstehbar macht. Es bedarf der „Schlüsselereignisse“.

Was kann so ein Schlüssel für das Erschließen einer Wallfahrt oder etwas mir Unbekanntem sein? Es kann vielleicht eine Person sein, die mir eine Sichtweise für das Neue eröffnet, die mir Unverstehbares verstehbar macht. Auch eine Veranstaltung, ein Gottesdienst, eine Predigt, ein Gebetstext, der mich anspricht, kann mir einen unbekanntem Raum erschließen. Es ist meistens ein Impuls von außen, der öffnet und erschließt. „Schlüsselerlebnisse“ geschehen nicht von innen heraus.

Ostern, Pfingsten und darüber hinaus

Dies gilt nicht nur für Ereignisse in unserem Alltag oder in Sondersituationen wie einer Wallfahrt. In der Bibel finden wir immer wieder Menschen, die in einer besonderen Lage sind. Sie brauchen jemanden, der ihnen neue Perspektiven eröffnet, Räume des Denkens und Handelns erschließt. In den Evangelientexten der Osterzeit hören wir immer wieder von Schlüsselereignissen und -erlebnissen. Da sind Menschen aus ihren Träumen und Hoffnungen ge-

rissen worden durch den gewaltsamen Tod der Person, der sie am meisten vertraut hatten. Für die sie alles stehen- und liegengelassen hatten: Jesus von Nazareth.

Nun ist der dritte Tag, seit dem das geschehen ist. Alltag, der erste Tag der Arbeitswoche. Die Frauen gehen zum Grab, um den letzten Liebesdienst für ihren Herrn und Meister zu vollziehen. Die Botschaft, die ihnen die Engel am leeren Grab verkünden, können sie nicht begreifen. Sie brauchen „Schlüsselerlebnisse“.

Jesus selbst wird zum Schlüssel für Maria Magdalena. Er schließt ihren Raum der Traurigkeit und Verlassenheit auf, indem er sie mit ihrem Namen liebevoll anspricht. So wie er sie immer angesprochen hat: „Maria“. Durch diese persönliche Ansprache schließt Jesus ihr durch Trauer verschlossenes Herz auf. Nun ist ihr Herzensraum geöffnet. Sie kann begreifen, dass Jesus nicht im Tod geblieben ist, sondern in das Leben zurückgeholt wurde. Maria Magdalena versteht, dass ihr Lieben und Hoffen, Vertrauen und Glauben nicht ins Leere gelaufen ist. Für sie ist Jesus zum „Schlüsselerlebnis“ geworden. Nun kann auch Maria selbst Schlüssel für andere sein, indem sie zu den Jüngern geht und ihnen die Botschaft Jesu verkündet, sie aus ihrer Angst und Isolation herausholt.

In den Osterevangelien finden wir viele „Schlüsselerlebnisse“. Immer wieder ist es Jesus, der für die Frauen und Männer des Jüngerkreises zum „Schlüsselerlebnis“ wird. Am Pfingsttag ist es der Heilige Geist, der den Aposteln den Abendmahlssaal, den Raum der selbstgewählten Isolation, aufschließt. Pfingsten wird zum „Schlüsselerlebnis“ der jungen Kirche.

Auf der Zugfahrt nach Lourdes ist mir der Vierkantschlüssel in seiner Einfachheit zum wichtigen Begleiter geworden. In unserem Leben brauchen wir immer wieder „Schlüsselerlebnisse“ oder „Schlüsselpersonen“, die uns Räume des Unbekannten aufschließen. Aber auch wir können selbst zu „Schlüsselpersonen“ für andere werden. Ich wünsche Ihnen viele „Schlüsselerlebnisse“ oder „Schlüsselpersonen“ auf Ihren eigenen Lebenswegen – nicht nur auf Wallfahrten, nicht nur auf den Wegen der Internationalen Soldatenwallfahrt nach Lourdes.

Militärpfarrer Romanus Kohl,
Katholisches Militärpfarramt Seedorf,
Pilgerleiter im Sonderzug 2 der dies-
jährigen Soldatenwallfahrt



© Kompass / Jörg Volpers

Lexikon der Ethik:

Im Begriff der *Reißzwecke* ist noch der sprachliche Ursprung des Zweckbegriffs kenntlich. Zunächst generell das Wort für Nagel, meint er bald vor allem den Nagel im Zentrum einer Zielscheibe, der sie am Baum usw. hält und zugleich das Ziel für den Schützen markiert. Daraus entwickelt sich die allgemeine Bedeutung, wonach Zweck das ist, wonach man zielt, was man erstrebt. Und wo immer nicht bloß (vor-)orientierende Zielsetzungen intendiert sind, verweisen Zwecke auf Handlungen (sowie auf die dazu nötigen Werkzeuge, Materialien, Kompetenzen etc.) als Mittel zu ihrer Realisierung. Zwei Handlungsarten werden hierbei seit alters (griech.: *poiesis* und *praxis*) unterschieden: Der Zweck einer Handlung kann von ihr verschieden sein, wie bei der Herstellung eines Gegenstandes, oder mit ihr identisch, wie etwa beim freizeitlichen Musizieren. Bei Tätigkeiten der ersten Art stehen Nutzenerwägungen im Vordergrund, bei den anderen geht es um Sinnfragen – bis hin zu der nach dem Sinn des Lebens.

Gemischte Verhältnisse

Auf den ersten Blick scheint es klar zu sein: Zwecke sind maßgebend für die Eignung von Mitteln und die jeweils verfügbaren Mittel grenzsetzend für deren Verwirklichung. Tatsächlich aber charakterisieren weit kompliziertere Abhängigkeiten das Begriffspaar Mittel/Zweck.

Unsere Gegenwart gilt vielen als Zeit verkümmender Sinnperspektiven und überbordender Mittelproduktion, als Zeit (vermeintlich) effektiver Mittel für (uneingestanden) unklare Zwecke. Ungeachtet dieser zugespitzten Diagnose können jedenfalls starre (und erst recht religiös oder weltanschaulich dogmatisierte) Zweckvorgaben und Zweckhierarchien in weiten Lebensbereichen unserer Gesellschaft nicht mehr überzeugen. Individuelle Zwecksetzungen konkurrieren untereinander und mit Gemeinschaftszwecken. Akzeptierte Gewichtungen sind eher (vorläufiges) Ergebnis mehr oder weniger kluger Kompromisse als stringenter Begründungen. Entsprechend wächst der Einfluss jeweils verfügbarer Mittel auf die Zweck-



bestimmung. Am Beispiel des prekären Verhältnisses zwischen strategischer Planung und Waffenentwicklung ließe sich das gut erläutern.

Riskante Erwägungen

Dem Diktum vom guten Zweck, der auch schlechte Mittel „heiligen“ könne, wird in ethischen Diskursen zwar höchst selten mit großer Münze gehuldigt; selbst dort, wo bloß Folgenabschätzungen dominieren. Aber nicht zuletzt in eskalierenden Gewaltsituationen sind dann doch immer wieder viele, wenn auch mit kleinerer Münze, dazu bereit. Handlungen sind aber „kein beliebig überformbares Rohmaterial, das von der Intention des Handelnden restlos durchwirkt werden kann.“ (E. Schockenhoff, *Grundlegung der Ethik*, 2007: 456) Voraussehbar üble Folgen einer Gutes bezweckenden Handlung sind lediglich dann zu rechtfertigen, wenn der Handelnde „(a) diese Handlungen nicht um dieser Wir-

Zweck und Mittel

kungen willen wähle, (b) der Grund, die Handlung zu vollziehen, auch im Verhältnis zu ihrer üblen Wirkung angemessen erscheint und (c) der Handelnde das Eintreten der üblen Folgen auch bei bestem Bemühen nicht verhindern könnte.“ (A. a. O.: 461) Niemals zu rechtfertigen sind dagegen auch als Mittel zum Guten *sittliche* Übel wie z. B. die Folter. Sie widersprechen der Würde der menschlichen Person, und diese hat keinen Preis. Kants kategorische Formel dafür ist dieser praktische Imperativ: „Handle so, dass du die Menschheit sowohl in deiner Person, als in der Person einen jeden anderen jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel brauchst.“ (GMS, Akad.-Ausg. IV: 429)

Fragwürdige Hoffnung

Sorgen mit und bei der Arbeit prägen in hohem Maße unsere Lebenszeit. Aber was bedeutet es, wenn Arbeit zum Selbstzweck wird? Ähnlich wie bei den Pharisäern im Evangelium das Sabbatgebot, wozu Jesus klärend bemerkt: „Der Sabbat ist für Menschen da, nicht der Mensch für den Sabbat.“ (Mk 2,28) Viele Menschen versuchen heute – neben der Arbeit – ihr Leben auch exzessiv mit aufregenden Erlebnissen und dingfesten Gütern anzufüllen. Aber – ist auf diese Weise ein erfülltes Leben zu gewinnen, das weitere oder gar „letzte Fragen“ nach dem „guten Leben“ überflüssig macht?

„All life we work but work is a bore, If life's for livin' then what's livin' for“ – so endet „Oklahoma“, ein ziemlich altes, stilles Lied der Kinks. Es wurde *nicht* im Hit-Radio zum Klassiker.



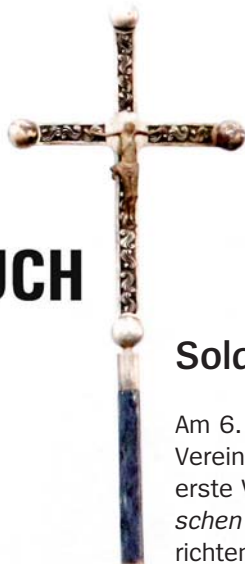
Klaus Ebeling,
katholischer Sozialethiker am Sozialwissenschaftlichen Institut der Bundeswehr und Lehrbeauftragter an der Universität Potsdam

© Bundeswehr / SoWi

Katholikentag



Mannheim

**EINEN
NEUEN
AUFBRUCH
WAGEN**


ZdK

Soldatinnen und Soldaten waren engagiert dabei

Am 6. Mai 1848 endete in Mainz die „Generalversammlung des Katholischen Vereins Deutschlands“, gleichsam als Delegiertentreffen ausgerichtet und der erste Vorläufer für eine Veranstaltung, die heute das *Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK)* und die gastgebende Diözese als *Katholikentag* ausrichten.

Gastgebendes Bistum für den 98. Deutschen Katholikentag war die Erzdiözese Freiburg i. Br., deren Diözesanbischof, Erzbischof Dr. Robert Zollitsch, zugleich Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz (DBK) ist. Ob bereits 1848 Soldaten an der Generalversammlung teilnahmen, ist eher unwahrscheinlich. Doch die Beteiligung von Soldaten und somit auch der „Kirche unter Soldaten“ als Militärseelsorge an den Katholikentagen reicht weit zurück. Jeweils von Mittwoch bis Sonntag, in der Regel über Fronleichnam oder Christi Himmelfahrt, prägen Uniformträger und Militärseelsorger das Bild und die Veranstaltungen, Gottesdienste und Foren in einer Stadt, die mithilft, einen Katholikentag in organisatorischer Hinsicht auszurichten.

80.000 Teilnehmer waren es in der Zeit vom 16. bis 20. Mai 2012 in der baden-württembergischen Universitätsstadt Mannheim, von der aus man über eine Rheinbrücke die Stadt Ludwigshafen erreicht, welche zum Bundesland Rheinland-Pfalz gehört.

Katholikentage verstehen sich jedoch nicht als Regionalveranstaltung, sondern nehmen die ganze Kirche in Deutschland in den Blick. Deswegen kommen ihre Dauerteilnehmer und Tagesgäste, die Vertreter der katholischen Verbände, Organisationen, Einrichtungen und Initiativen aus allen 26 Diözesen Deutschlands. Oftmals sind Gäste aus der Weltkirche ebenso da-

bei wie Gäste aus den Partnerdiözesen aus aller Welt. Für Soldatinnen und Soldaten richtet die Katholische Militärseelsorge, an ihrer Spitze der Katholische Militärbischof für die Deutsche Bundeswehr, den Katholikentag aus. Dabei konzentrieren sich ihre Angebote auf den „Tag der Militärseelsorge“, der gleichsam den Höhepunkt einer „Zentralen Werkwoche“ bildet. Für diese schafft eine Vereinbarung zwischen der Katholischen Militärseelsorge und dem Bundesminister der Verteidigung die notwendige Voraussetzung, damit Soldaten und Angehörige der Bundeswehr das garantierte Recht auf ungestörte Religionsausübung auch an Katholikentagen leben können.

Eine etwas andere Veranstaltung

Erste Gelegenheit zur Information und Diskussion über die Folgen der Aussetzung der allgemeinen Wehrpflicht – vor nun knapp einem Jahr – war für Soldatinnen und Soldaten und insbesondere Jugendliche und junge Erwachsene bei einer Veranstaltung der „aktion kaserne“ in der Popakademie, nahe dem Jugendzentrum des Katholikentages. Entgegen der gewohnten Podiumsdiskussionen, die mit kontrovers vorgetragenen Statements beginnen und dann mit dem Plenum diskutiert werden, wählte die Initiative katholischer Jugendverbände im Bund der Deutschen Katholischen Jugend (BDKJ) eine Veranstaltungsform, die es insbe-

sondere den Jugendlichen erleichterte, sich einzubringen und mit ihren Ansichten Gehör zu finden. Zuerst Gespräche mit Gästen in und an Tischgruppen und dann erst Podium mit Plenum.

Dem stellten sich Militärdekan Stephan van Dongen (Militärdekanat Erfurt), Brigadegeneral Reinhard Kloss, der bis vor Kurzem noch die Stabsabteilung I im Bundesministerium der Verteidigung führte, und Markus Grübel MdB (CDU/CSU), Vorsitzender der Katholischen Arbeitsgemeinschaft für Soldatenbetreuung e. V. (KAS), der als Politiker für den Bundesvorsitzenden von Bündnis 90/Die Grünen, Cem Özdemir, eingesprungen war. Die gewählte Form der Veranstaltung war bestechend. Gerade im unmittelbaren Gespräch mit den eingeladenen Gästen konnten nicht nur im Wege eines Erfahrungsaustausches zwischen Soldaten und jungen Erwachsenen Vorurteile abgebaut werden und Informationen über die Folgen der Aussetzung der allgemeinen Wehrpflicht vermittelt werden. Zieht man ein Fazit aus der Veranstaltung, dann darf resümiert werden, dass die Grundsätze der Inneren Führung, die Grundsätze einer zeitgemäßen Menschenführung und die verpflichtende ethische Bildung in den Streitkräften über den lebenskundlichen Unterricht, den die Militärseelsorger als Unterrichtende leisten, nicht wehrformgebunden ist, sondern auch nach Aussetzung der allgemeinen Wehrpflicht ihre Gültigkeit in den deut-



© KMBA / Halma Kluge (3)

© KMBA / CHRISTINA LUX

schen Streitkräften haben. Weitere Anstrengungen für eine bessere Information über den Dienst als Soldat, seine Chancen und Risiken und seine Folgen für die Familien bleiben jedoch, und dies war unstrittig, notwendig.

Militärbischof Overbeck am Tag der Militärseelsorge auf dem Katholikentag

Militärbischof Dr. Franz-Josef Overbeck, der im Mai des vergangenen Jahres in das Amt eingeführt worden war, hatte erstmals Gelegenheit an einem Katholikentag, als Hirte der „Kirche unter Soldaten“ ein feierliches Pontifikalamt in der Kirche St. Antonius zusammen mit Soldatinnen und Soldaten, einer Vielzahl von Gästen aus der Politik und der militärischen Spitze aus dem Bundesministerium der Verteidigung, den Gläubigen der Kirchengemeinde St. Antonius sowie zahlreichen Katholikentagsteilnehmern, zu feiern. Im Mittelpunkt der Predigt des Militärbischofs

standen das 11. Kapitel des Buches des Propheten Jesaja und das Evangelium nach Matthäus 5,1.12a, welches die Seligpreisungen der Bergpredigt wiedergibt.

Bischof Overbeck stellte in der Predigt die Hirtenworte der Deutschen Bischöfe zum Gerechten Frieden und die Verlautbarungen zum Dienst des Soldaten in diesen Kontext und sagte dabei wörtlich: „Es bedeutet schlicht für die Kirche, eine Seelsorge für den Frieden ins Werk zu setzen, die sich den Maßstäben weltweiter Solidarität stellt und dabei möglichst genau deutlich macht, dass jede Anwendung von Gewalt immer ein Übel ist und einer genauen Rechtfertigung im Blick auf das Ziel, nämlich die Erreichung des Guten, also des Friedens, benötigt.“ Militärbischof Overbeck betete zum Abschluss seiner Predigt das Gebet des Heiligen Franz von Assisi „Herr, mach mich zu einem Werkzeug deines Friedens“. Mit dem Dank an das Luftwaffenmusikcorps 2

(Karlsruhe), dem er das Große Ehrenkreuz der Militärseelsorge verlieh, und dem bischöflichen Segen endete das Pontifikalamt, welches dem Leitmotiv „Gerechtigkeit schafft Frieden“ gewidmet war.

Verteidigungsminister de Maizière und Militärbischof Overbeck auf dem Podium

Der Gemeindesaal der Kirchengemeinde St. Antonius, in deren Kirche zuvor das Pontifikalamt zelebriert wurde, war bis auf den letzten Platz gefüllt, als der Bundesminister der Verteidigung, Thomas de Maizière, und der Katholische Militärbischof, Franz-Josef Overbeck, das Podiumsgespräch „Friedensethik trifft Sicherheitspolitik“ unter der Moderation des Korrespondenten des Südwestdeutschen Rundfunks im Berliner ARD-Hauptstadtbüro, Christian Thiels, starteten. Wie zu erwarten war und als Ankündigungstext „Friedensethik trifft Sicherheitspolitik“ in den >>



© KMBA / Christina Lux



„Seit langem steht das Thema Vereinbarkeit von Familie und Beruf – vor allem mit den Besonderheiten des Soldatenberufes – auf der Tagesordnung, im Alltag, im Einsatz und unter den berufstypischen Belastungen von erneuten tief greifenden Veränderungen der Organisation.“

General a. D. Wolfgang Schneiderhan



© KMBA / Christina Lux (5)

>> Mittelpunkt gerückt, entwickelte sich das weitere Gespräch nach den einleitenden Statements, die Overbeck und de Maizière vortrugen, zu einem friedensethischen und sicherheitspolitischen Dialog über grundsätzliche und aktuelle Fragen deutscher Außen- und Sicherheitspolitik nach dem Ende der Ost-West-Konfrontation und im Lichte der Einsätze deutscher Streitkräfte außerhalb der Landesverteidigung.

Auffallend war zum Ende des Gesprächs, das über weite Strecken zwischen einem evangelischen Christen und ehemaligen Synodalen, nämlich de Maizière, und dem katholischen Hirten der „Kirche unter Soldaten“,

Bischof Overbeck, immer dann ein hohes Maß an Übereinstimmung festzustellen war, wenn beide die Verantwortung der Christen in den Mittelpunkt ihrer Überlegungen stellten. Skepsis auf eine praktische und wirkungsvolle Umsetzung dessen, was in dem UN-Dokument „Responsibility to Protect“ formuliert ist, zeigten beide Diskutanten dort, wo mit Verweis auf das Dokument konkrete und völkerrechtsverbindliche Maßnahmen, auch mit Blick auf eine Intervention mit militärischen Mitteln, einhergehen könnten.

„Die Soldatenfamilie geht mit in den Einsatz“.

Mit Abschluss des „Tages der Militärseelsorge“ beendete auch Militärbischof Overbeck sein umfangreiches Tagesprogramm. Er diskutierte zusammen mit Generalmajor Markus Kneip, dem Diplomtheologen Dr. Peter Wendl, der gleichzeitig als Paar- und Einzelthe-

rapeut in der Katholischen Militärseelsorge engagiert ist, der Ehefrau eines Soldaten im Einsatz und der Tochter eines Vaters, der nach dem letzten Einsatz im Kosovo verstorben war, über familiäre, kirchliche und gesellschaftliche Herausforderungen, die im Zusammenhang mit Auslandseinsätzen stehen.

Militärbischof Overbeck konnte sich bei der Veranstaltung überzeugen, dass es nach wie vor dringlicher Anstrengungen bedarf, um Belastungen aufzufangen, die auf Familien zukommen, wenn einer der Eltern als Soldat oder Soldatin Dienst im Einsatz leisten.

Will man ein Fazit aus der Veranstaltung ziehen, so kann festgestellt werden, dass insbesondere Schulen und andere öffentliche Einrichtungen gefordert sind, in denen Kinder und Jugendliche aus Soldatenfamilien betreut und ausgebildet werden.

Josef König



Weitere Berichte, Bilder, Reden und Predigten im Internet



*Gründungsfestakt der Katholischen Familienstiftung für Soldaten
Militärbischof Overbeck unterzeichnet die Stiftungsurkunden während des 98. Katholikentages*



© KOMPASS / Josef König (2)

Die Dachstiftung Katholische Soldatenseelsorge hat eine weitere unselbständige Treuhandstiftung mit Sitz in Bonn gegründet. Zur Katholischen Friedensstiftung, die ebenfalls mit zur Dachstiftung gehört, zählt nun die Familienstiftung, die sich vorrangig an die Familien der Soldaten richtet.

Als Schirmherr der nun zweiten Treuhandstiftung konnte der ehemalige Generalsinspekteur der Bundeswehr, General a. D. Wolfgang Schneiderhan, gewonnen werden. In seinem Grußwort während des Gründungsaktes in Mannheim, anlässlich des 98. Deutschen Katholikentages, in Anwesenheit des Katholischen Militärbischof Overbeck und der zahlreichen Gäste aus Kirche, Politik und Streitkräften, wies er auf die „Bedeutung der praktischen und an den Alltagserfordernissen der Soldatenfamilien orientierten Hilfen“ hin.

Schneiderhan hob des Weiteren dabei hervor, dass es neben der wichtigen symbolischen Bedeutung der Stiftung als Beitrag der „Kirche unter Soldaten“ zukünftig auch darauf ankommen wird, Familien der Soldaten insgesamt stärker in den Blickwinkel zu nehmen. „Belastungen im Einsatz betreffen nicht nur die Soldaten unmittelbar selbst, sondern zeigen Auswirkungen und Folgen, die die Familien, die Kinder und auch die weiteren Angehörigen mit zu tragen haben“, so der ehemalige oberste Soldat der Bundeswehr zum Abschluss seiner Grußwortes. Den Gründungsfestakt leitete Militärbischof Overbeck mit einer feierlichen Andacht und mit Gebeten ein. Er dankte in seiner Begrüßungsrede den zahlreichen Ini-

tiativen und Ideengebern, die schlussendlich zum erfolgreichen Gründungsfestakt führten, der mit der Unterzeichnung der Stiftungssatzung und des Treuhandvertrages abgeschlossen wurde. Für die Dachstiftung

Katholische Soldatenseelsorge unterzeichnete deren Vorstand, Detlev Warwas, der in seinem Grußwort den weiteren Partnern der Katholischen Familienstiftung für Soldaten für deren Engagement dankte. Zu den weiteren Partnern zählen u. a. das Zentralinstitut für Ehe und Familie in der Gesellschaft der Katholischen Universität Eichstätt – Ingolstadt, dessen Präsident Prof. Dr. Reinhardt Schenk ebenso zu den Gästen zählte wie Generalarzt Dr. Michael Tempel, der gleichsam stellvertretend für Soldatinnen und Soldaten der deutschen Streitkräfte am Gründungsfestakt teilnahm.



Mit Blick auf die Vorhaben, die eine Förderung aus der Familienstiftung für Soldaten erfahren werden, konn-

te der Geschäftsführer der Katholischen Arbeitsgemeinschaft für Soldatenbetreuung (KAS), Rainer Krotz, Projekte und Initiativen vorstellen. Dabei geht es zunächst um eine vertiefende Forschungsarbeit des Zentralinstitutes für Ehe und Familie, welches „existenzielle Ängste von Kindern und Jugendlichen im Kontext von Auslandseinsätzen“ wissenschaftlich aufarbeiten wird.

Deren Ergebnisse werden u. a. die weiteren Schwerpunkte der Stiftung bestimmen. Die Katholische Arbeitsgemeinschaft für Soldatenbetreuung als weiterer Stiftungspartner und die Katholische Militärseelsorge insgesamt werden sich auf Jugend- und Elternseminare konzentrieren. Mit Blick auf die Folgen für Soldatenfamilien, in denen die Ehepartner wegen der Auslandseinsätze mit besonderen und belastenden Lebensumständen zu recht kommen müssen, wird dies an Bedeutung zunehmen.

Josef König



Alle Informationen zur
Stiftung auf www.katholische-familienstiftung.de

„Weltverantwortung als Christenpflicht“

Vor 10 Jahren verstarb Dr. Martin Gritz, Militärgeneralvikar 1962 bis 1981

Martin Josef Gritz stammte aus dem Niederschlesischen Namslau, wo er am 23. September 1916 – mitten im Ersten Weltkrieg – geboren wurde. Seine Schulzeit beendete er im März 1935 mit einem Prädikatsreifezeugnis. Seine anfänglichen Überlegungen zur Berufswahl ließen ihn an ein Jurastudium denken. Doch der Vater seines Freundes, ein evangelischer Pastor, hielt ihn für besonders geeignet, katholischer Priester zu werden und legte ihm ein Theologiestudium nahe. So studierte er seit 1935 Philosophie und Theologie an der Universität Breslau. Wesentliche Frucht seines Studiums mit Schwerpunkten in Dogmatik und Kirchengeschichte war die Erkenntnis, dass zur Äußerung einer begründeten theologischen Meinung und zum Anspruch einer authentischen Theologie überhaupt das nüchterne exakte Quellenstudium gehört, um subjektivistischer Beliebigkeit zu wehren (L. Scheffczyk). Auch sein Studium schloss er mit Auszeichnung ab und empfing während des Zweiten Weltkrieges im Juli 1940 die Priesterweihe durch den Breslauer Erzbischof Adolf Kardinal Bertram.

Seine Kaplan- und erste Pfarrerzeit brachte er vor allem im Ostsudetenland, zuletzt in Sörgsdorf bei Jauernig. Seine dortige Pfarrstelle musste er im September 1946 zwangsweise verlassen. Zusammen mit anderen Deutschen wurde er von der Tschechoslowakei ausgesiedelt. Der Heimatvertriebene landete in Württemberg, in der Diözese Rottenburg. Gritz wurde wie viele der heimatvertriebenen Priester zunächst für die Seelsorge unter den Landsleuten gleichen Schicksals bestellt. Knapp ein halbes Jahr später holte man ihn als Repetitor an das Tübinger Wilhelmstift (Theologenkonvikt der Diözese Rottenburg), wo er bis 1953 wirkte. Seine



Martin Gritz (1916-2002)
Im Okt. 1946 kurz nach der
zwangsweisen Aussiedelung aus der
Tschechoslowakei im Sept. 1946

Fähigkeit zur eigenständigen, beschauenden, aber auch kritischen Reflexion von Fakten und Gedanken, ihren tiefen Sinn auch in einem größeren Zusammenhang zu erfassen, qualifizierten ihn für eine Assistentenstelle am Seminar der katholisch-theologischen Fakultät der Universität Tübingen. Gritz nutzte die Zeit für Studien über die Stellungnahme der katholischen Kirchenhistoriker Deutschlands im 19. Jahrhundert zur Renaissance und zum Humanismus, mit denen er 1955 zum Doktor der Theologie promoviert wurde. Die sich daran anschließenden Habilitationsstudien, für die ihm ein Stipendium der Deutschen Forschungsgemeinschaft gewährt worden war, verfolgte er jedoch nicht weiter. Denn im Mai 1958 begann er seine Tätigkeit als Dozent

im wissenschaftlichen Forschungs- und Lehrstab an der jüngst gegründeten Schule der Bundeswehr für Innere Führung in Koblenz. Für einen Theologen lag darin eine besondere wissenschaftliche Herausforderung, die Gritz mit hoher Kompetenz im wissenschaftlichen Diskurs aufnahm.

Nach dem Zweiten Weltkrieg war es in der Gründungsphase der Bundeswehr nicht leicht, der Gesellschaft das Berufsethos des Soldaten auf der Grundlage des Friedens- und Verteidigungsauftrags zu vermitteln. Als er 1962 in der Nachfolge Georg Werthmanns zum Militärgeneralvikar ernannt wurde, verstand er es mit Beharrlichkeit, den Wehrdienst als einen Beitrag zum Frieden zu definieren und die Beratung der Kriegsdienstverweigerer durch die Kirche zu verteidigen. Ebenso konnte Gritz begründen, dass die Militärseelsorge keine Handlangerin des Staates oder des Militärs ist und dass sie keine eigene Kirche in der großen Kirche bildet, sondern den Sendungsauftrag Christi und der Kirche in einem bestimmten personellen Bereich übernimmt.

Was nach über 50 Jahren so selbstverständlich als Kirche unter Soldaten in der Bundeswehr betrachtet wird, ist dem Engagement und Gestaltungswillen von Martin Gritz zu verdanken. In seiner 19-jährigen Amtszeit als Generalvikar, zunächst von Militärbischof Franz Hengsbach, dann von Militärbischof Elmar Maria Kredel, hat er die katholische Militärseelsorge auf eine sichere rechtliche Basis gestellt (Statuten 1965; Richtlinien für die Zusammenarbeit von evangelischer und katholischer Militärseelsorge 1967, Richtlinien für Pfarrhelfer 1973 und Hilfen für den pastoralen Dienst der Militärseelsorger 1973). Unter ihm hat

© AKMB, NL MGV Gritz

© AKMB, NL MGV Gritz (Fotoalbum)



26. Oktober 1963: Papstaudienz von Bischof Dr. Franz Hengsbach mit (v. l. n. r.) seinem Konzilstheologen Prof. P. Dr. Johannes Hirschmann SJ, mit Major Hans Georg Marohl, Oberstleutnant Franz Götz, MdB Emil Kemmer, Prälat Joseph Krautscheidt (Generalvikar in Essen), Prälat Dr. Martin Gritz (Militärgeneralvikar), ZdK - Generalsekretär Heinrich Köppler

sich die Militärseelsorge vor allem als „Kirche unter Soldaten“ profiliert. Als Teil der Gesamtseelsorge der katholischen Kirche versteht sich die Militärseelsorge als begleitende Seelsorge am Arbeitsplatz der Soldaten. Darüber hinaus sah er als bedeutsam an, ihre theologisch geistige Grundlage zu sichern und zu fördern. Dies sollte zum einen durch die Initiative zur Einrichtung theologischer Lehrstühle an den Hochschulen der Bundeswehr erreicht werden, die seit 1973 in München und Hamburg besetzt werden konnten. Zum anderen sollte mit der Gründung des Instituts für Theologie und Frieden im Jahre 1978 dem Militärbischof wie allen deutschen Bischöfen ein Forum für friedensethische Fragestellungen zur Verfügung gestellt werden.

Dass Soldaten nicht Objekt, sondern Subjekt der Seelsorge sind, dazu trugen auch die Bemühungen um das organisierte Laienapostolat bei. Sie wurden u. a. durch die Pastoralkonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils unterstützt. Gritz war in diesen Fragen zeitweilig an der Seite Hengsbachs Teilnehmer des Konzils. Auch wurde er



© AKMB, NL MGV Niermann (Fotos)

Grablege in München, seit 2002 mit einer Bronzeskulptur „Engel rufen zum Jüngsten Gericht“ von Anneliese Schmidt-Elk, die Militärgeneralvikar Dr. Martin Gritz von seinen Mitarbeitern zum Silbernen Priesterjubiläum (1940 – 28. Juli – 1965) geschenkt bekommen hatte.

durch die Deutsche Bischofskonferenz zum Mitglied der Synode der deutschen Bistümer (1972–1975) berufen. Mit Pfarrgemeinderäten (Ordnung von 1976) und Zentraler Versammlung (heute Katholikenrat beim Militärbischof) schuf er für die Militärseelsorge dieselben Einrichtungen wie sie für die Gesamtkirche Praxis sind.

Bildete am Anfang die Seelsorge unter Wehrpflichtigen einen besonderen Schwerpunkt, so resümierte Gritz am Ende seiner Amtszeit 1980, dass „unerwartet und unbemerkt die Familienseelsorge zu einem Schwerpunkt der Seelsorge in der Bundeswehr geworden“ sei. Unterstützt wurde die Seelsorge bei den Soldatenfamilien durch das seit 1971 bestehende Elternwerk. In den Anfängen der Militärseelsorge schuf Martin Gritz während seiner fast 20jährigen Amtszeit einen Rahmen und eine Struktur für die Militärseelsorge, die seinen Nachfolgern ein Fundament boten, die Militärseelsorge den gewachsenen Anforderungen in einer sich wandelnden Bundeswehr anpassen zu können.

Dr. Monica Sinderhauf

Martin Gritz: „Es gibt Militärfarrer, damit Soldaten mit ihren Lebensproblemen, mit ihren Schicksal- und Gewissensfragen nicht allein gelassen seien . . .“

(Quelle: Dokumente zur katholischen Militärseelsorge, Heft 3: Aspekte und Argumente zur Militärseelsorge, hrsg. vom Katholischen Militärbischofsamt Bonn, Bonn 1970, S. 18)

Entscheiden in Verantwortung

Prälat Werner Köster *verstarb vor zehn Jahren am 25. Juni 2002, in Würzburg. Er war zuletzt Personalchef der Katholischen Militärseelsorge.*



© AKMB, NL MGV Gritz (Fotos)

Während der Dekanekonferenz im Dezember 1979

Werner Köster wurde am 13. August 1930 in Dortmund geboren. Seine Tätigkeit in der Katholischen Militärseelsorge begann er im Oktober 1965 als Katholischer Standortpfarrer Hammelburg. Nach vier Jahren als Deutscher Militärgeistlicher in den USA (Washington D. C.) wurde er ins Katholische Militärbischofsamt berufen. Im Referat „Kirche und Gemeinde“ übernahm er zunächst an der Seite des Referatsleiters Alfons Mappes die Aufgaben eines Hilfsreferenten. Seine große Tatkraft, seelsorgliche Erfahrung, sein Geschick im Umgang mit Menschen und seine organisatorischen Fähigkeiten machten ihn auch in der zentralen Dienststelle zu einem der fruchtbarsten Mitarbeiter. Und dies besonders in einer Zeit, in der es galt, die Ergebnisse und Anforderungen des Zweiten Vatikanischen Konzils und der Würzburger Synode in die deutsche Kirche und den deutschen Katholizismus zu übertragen. Die Militärbischöfe würdigten seine

Verdienste um die Militärseelsorge durch die Beantragung der kirchlichen Ehrentitel Päpstlicher Ehrenkaplan (1976) und Päpstlicher Ehrenprälat (1982) sowie die (kirchliche) Übertragung der Vertretung des Militärgeneralvikars. 1989 wurde ihm zudem das Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland verliehen.

1993, nach der Versetzung in den Ruhestand, kehrte Prälat Köster in sein Heimatbistum Würzburg zurück. Sein Bischof betraute ihn mit der Pfarrgemeinde St. Johannes der Täufer in Theilheim, wo er „nochmals alle seine Talente wie überzeugende Gläubigkeit, herzliche Offenheit, diplomatisches Geschick und die Gabe zu motivieren“ entfaltete. Im Juni 2002 wurde er unter großer Anteilnahme der Gemeinde und aller, die ihn kannten und schätzten, in Theilheim zu Grabe getragen.

Dr. Monica Sinderhauf

„Vielfach Krisen und kein Ende – die Zivilgesellschaft macht mobil“

Was kann ich tun – und wenn es nur kleine Schritte sind? Wo kann ich initiativ tätig werden? Welche Erfahrungen hat man mit „kleinen Lösungen“ (z. B. Regio-Währungen, Einkauf von Bio-Produkten, Öko-Banken) gemacht?

Diese und ähnliche Fragen waren der Ausgang für einen Vortrag, zu dem das Katholische Militärpfarramt Bonn kürzlich ins Geistliche Forum auf der Hardthöhe eingeladen hatte.

Als Referent war Joachim Sikora gewonnen worden. Als früherer Direktor des Katholisch-Sozialen Instituts, einer Bildungseinrichtung des Erzbistums Köln in Bad Honnef, engagiert er sich heute vor allem politisch, seit neuestem in der „Initiative Verfassungskonvent“, einer Bürgerbewegung, die es sich zum Ziel gesetzt hat, eine Verfassung zu schaffen, die Solidarität, Gerechtigkeit und Gemeinwohl garantiert.

Nach einem einleitenden Standortgottesdienst, zelebriert von Militärdekan Paul Hauser, stellte Herr Sikora zu Beginn seines Vortrags die Frage: „Kann man den Bürger aus seiner politischen Lethargie aufwecken, ihn wieder für das Gemeinwohl motivieren und gewinnen?“ Ja, man kann und dies machte er daran fest, dass in der Zivilgesellschaft nach unterschiedlichen Lösungsansätzen gesucht und vielfältig experimentiert wird.

Ja, die Zivilgesellschaft macht mobil!

Auf eigenen Internetseiten werden diese Ideen kommuniziert, um eine Antwort auf die Fragen zu bekommen: „In welcher Gesellschaft möchten wir leben? Ist eine Gesellschaft realisierbar, die Solidarität, Gerechtigkeit und Gemeinwohl garantiert?“

In dem anschließenden, sehr ausführlichen und ausgesprochen kontroversen Austausch zeigten sich viele der Teilnehmer persönlich betroffen.

Joachim Lensch

Keine „Kopie“ seiner Vorgänger

Genau ein Vierteljahr, nachdem der Leiter des Militärdekanats Erfurt, Stephan van Dongen, in der St.-Louis-Kirche den vorigen Standortpfarrer, Militärdekan Georg Pützer, verabschiedet hatte, konnte er nun den Nachfolger präsentieren und Militärpfarrer Schaller als Seelsorger und Dienststellenleiter Berlin I feierlich einführen.

Vielfältige Mitwirkende und Gäste

Der österliche Gottesdienst wurde mitgestaltet von Nachbar-Militärpfarrer Stefan Karas aus Schönwalde, Pastoralreferent Thomas Nuxoll aus Rotenburg, Joachim Ciesielski an der Orgel und einigen Soldaten des Wachbataillons beim Bundesministerium der Verteidigung (BMVg), die ebenfalls in der Julius-Leber-Kaserne beheimatet sind und zum Seelsorgebezirk gehören. Begrüßen konnte Militärdekan van Dongen unter anderen den Stellvertreter des Generalinspektors, Generalleutnant Günter Weiler, den Beauftragten PTBS des BMVg, Brigadegeneral Christof Munzlinger, sowie den Kommandeur des Standort-Kommandos, Brigadegeneral Peter Braunstein.



Militärdekan van Dongen (li.) richtet im Gottesdienst persönliche Worte an Militärpfarrer Bernd Schaller (zweiter v. r.).

Freiwillig und gerne in die Hauptstadt gekommen

Schließlich wandte sich „der Neue“ selbst an die Gäste aus Streitkräften, Bundeswehr-Verwaltung und Militärseelsorge. Bernd F. Schaller dankte für die Begrüßung, für die begonnene Zusammenarbeit mit Pastoralreferent Bernhard Heimbach und dem ebenfalls recht neuen Pfarrhelfer Thomas Merten vom Militärpfarramt Berlin II, und für die Starthilfe durch „sein Team“, Pfarrhel-

fer Ronny Schaum und Hauptgefreiter Christian Szarka. Er stellte klar, dass er nicht nur ein Schwabe in Preußen, sondern auch ein Bayer in Berlin sei, auch wenn er jetzt aus dem württembergischen Sigmaringen hergewechselt ist. Schaller bat darum, nicht als „Kopie“ seiner Vorgänger betrachtet zu werden, sondern als jemand, der auf seine eigene Weise den christlichen Glauben als Hilfe zum Leben anbietet.

Jörg Volpers

Jahrestage im Norddekanat

Ein Jubiläum sollte immer ein Grund sein, die vergangenen Jahre zu überdenken sowie zu prüfen, ob das erreicht wurde, was man sich am Anfang vorgenommen hat und was in der Zukunft anders oder besser gemacht werden kann. Anlass zu solchem Nachdenken haben im Dienstaufsichtsbereich des Katholischen Militärdekanats Kiel mit vorläufigem Dienstsitz Glücksburg einige Mitarbeiter.

Bereits Ende 2011 feierte Pfarrhelfer Ralf August aus Flensburg sein 25-jähriges Dienstjubiläum. Dem folgten mit einer 40-jährigen Dienstzeit die Pfarrhelfer Norbert Bolten aus Hagenow und Gerhard Schasberger aus Husum. 25 Jahre in der Katholischen Militärseelsorge arbeiten die Pfarrhelfer Bernhard Korte aus Hamburg (Führungsakademie der Bundeswehr, Katholisches Militärpfarramt Hamburg II) und Hans-Georg Kuhn aus Nordholz.



All diese Jubiläen nahm der Leitende Militärdekan bei der gemeinsamen Dienstbesprechung im Mai in der Katholischen Akademie in Cloppenburg zum Anlass, die Verdienste der Jubilare zu würdigen und ihnen ein Geschenk zu überreichen.

In der kleinen Feierstunde konnte Msgr. Rainer Schadt auch einen Ausblick auf die in diesem Jahr noch anstehenden Jubiläen wagen. Da sind zunächst die Silbernen Priesterjubiläen von Militär-

pfarrer Dr. Thomas Balogh in Neubrandenburg und Militärdekan Dr. Dr. Michael Gmelch in Flensburg sowie das 25-jährige Dienstjubiläum von Pfarrhelfer Amft (Plön) in der Katholischen Militärseelsorge. Dieses Jubiläum feiert auch der Leitende Militärdekan Msgr. Rainer Schadt selbst. Zum Jahresende folgen noch 10-jährige Jubiläen von Pfarrhelfer Andreas Swaton (Neubrandenburg) und Reinhard Drews (Kramershof).

Franz-Josef Hosse

Monopol und Menschenliebe

Das Zweite Vatikanische Konzil ist 50 Jahre her. Robert Zollitsch, Erzbischof von Freiburg und Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz, und Alois Glück, Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, stellen sie sich mit frischem Mut der Frage: „Warum wir die katholische Kirche brauchen.“ Braucht Deutschland die katholische Kirche eigentlich, was hat sie der Gesellschaft zu sagen und ist sie mehr als ein Ethik- und Sozialdienstleister? Es ist ein großes Spektrum an Themen, die aufgegriffen werden, wie z. B. „privilegierte Zugänge“ zu Kommissionen, Räten, oder das Wirken in Schulen, Krankenhäusern oder bei der Bundeswehr in Form der Militärseelsorge. (BO)



Dr. Robert Zollitsch

Am 20. Juli 2003 wurde er zum Bischof geweiht und in sein Amt als vierzehnter Erzbischof der 1827 gegründeten Erzdiözese Freiburg eingeführt. Seit dem 18. Februar 2008 hat er den Vorsitz der Deutschen Bischofskonferenz inne.

Sein Wahlspruch

„In der Gemeinschaft des Glaubens“
- „in fidei comunione“

Ch. Florin: Die katholische Kirche hat Sitze in Kommissionen und Rundfunkräten, sie hat staatlich unterstützte Schulen, ihre Geistlichen wirken in Krankenhäusern und bei der Bundeswehr. Kurzum: Sie hat privilegierte Zugänge aus einer Zeit, als sie noch mächtiger war. Wie lange noch?

R. Zollitsch: Von Privilegien möchte ich da nicht sprechen. Die katholische Kirche ist Teil dieser Gesellschaft, wie die evangelische Kirche auch; es sind immerhin rund ein Drittel der Bewohner Deutschlands katholisch, ein Drittel sind evangelisch, das sind gewachsene Elemente. Wir laden ja auch die anderen ein, sich in die Gesellschaft einzubringen, und für meine Begriffe tut der Staat gut daran, diesen Beitrag der Kirchen positiv zu integrieren. Wir Katholiken sind fast 25 Millionen Menschen, die den Staat mittragen und mitgestalten wollen, zum Wohl des Ganzen. Da sollte man nicht Kirche und Staat auseinanderreiben.

Ch. Florin: Stellen Sie sich vor, es käme der Verband der Persönlichkeitscoaches und würde sagen: Die Bundeswehr im Auslandseinsatz ist ein interessanter Markt für uns. Aber dieses Segment besetzt schon die Kirche mit ihrer Militärseelsorge. Wie begründen Sie ihre bevorzugte Stellung?

R. Zollitsch: Wir merken gerade jetzt, wie stark die Militärseelsorge gefragt ist, wenn ich an die Soldaten in Afghanistan oder im Kosovo denke. Hier geht es um den Menschen, nicht um ein Geschäft.

Ch. Florin: Aber dem Persönlichkeitscoach geht es ja auch um den Menschen. Was ist Ihr Plus, das außer der Kirche niemand bringt?

R. Zollitsch: Das Plus, das wir bringen, ist die Tatsache, dass wir den ganzen Menschen betrachten, auch seine religiösen Bedürfnisse. Das kann ein Coach in dieser Weise nicht. Zudem geht es uns nicht um Profit, sondern um Seelsorge für die Menschen. Hören Sie etwa Soldatinnen und Soldaten zu, die in Kriegsgebieten eingesetzt waren oder es noch sind: Da brechen in Momenten existenzieller Bedrohung Fragen nach Leben und Tod auf, nach dem

Sinn, Fragen, die sich nicht einfach mit Persönlichkeitstraining oder einem Coaching beantworten lassen.

Ch. Florin: Und wenn der Soldat keine religiösen Bedürfnisse hat?

R. Zollitsch: Dann muss er es nicht in Anspruch nehmen, der Soldat ist ja nicht dazu gezwungen. Es ist ein Angebot für alle – auch für Ungetaufte. Und wir merken, dass die Soldaten das annehmen über die Konfessionsgrenzen hinweg, weil sie spüren, dass die Begleitung durch einen Seelsorger ihnen hilft.

Ch. Florin: Aber die Konkurrenzsituationen mit anderen Anbietern von Sinn und Lebenshilfe werden zahlreicher.

A. Glück: Na und?

R. Zollitsch: Wo ist das Problem?

Ch. Florin: Sind Sie dem Wettbewerb gewachsen?

R. Zollitsch: Da habe ich keine Sorge. Denn es geht uns nicht um Wettbewerb, sondern um den Auftrag Jesu. Wir tun, wozu wir als Christen und als Kirche gesandt sind. Nehmen Sie als Beispiel die Gefängnisseelsorge. In den Haftanstalten gibt es auch Psychologen. Trotzdem sind unsere Seelsorger gefragt. Im Gefängnis sind wir bei hilfsbedürftigen Menschen präsent und zeigen, dass wir die Gefangenen nicht abgeschrieben haben. Wenn jemand keinen Seelsorger will, drängen wir uns nicht auf. Aber viele Gefangene, auch die nicht-religiösen, wollen den Seelsorger und nicht zuerst den Psychologen. Ich würde mich schuldig machen, wenn wir diesen Menschen nichts anzubieten hätten. Denken Sie ans Evangelium: „Ich war im Gefängnis, und ihr habt mich besucht.“ Das ist eine Aufgabe für uns, ohne dass wir da ein Monopol für die Kirche beanspruchen.

A. Glück: Über eine Mitgliedschaft in solchen Gremien entscheidet der Staat. Von kirchlicher Seite ist zu fragen: Von welchem Verständnis her wird der Dienst geleistet? Als Machtanspruch der Kirche, als Wille, unbedingt überall dabei zu sein? Oder wird der Dienst geleistet aus dem christlichen Selbstverständnis heraus als

Erzbischof Dr. Robert Zollitsch und Alois Glück im Gespräch Moderiert von Christiane Florin

Dienst für die Menschen? Dann entscheiden die Menschen, ob sie das annehmen oder nicht.

Die katholische Kirche in Deutschland hat aufgrund der geschichtlich gewachsenen Strukturen und des Staat-Kirche-Verhältnisses besondere Chancen, die sie zum Beispiel in Frankreich nicht hat. Inwieweit daraus Wirkkraft entsteht, das liegt daran, ob sich die Kirche verständlich machen kann. Wir haben eine Rechtsstruktur, die der Kirche Zugänge sichert. Ob die in 50 Jahren noch sein werden, das entscheidet der Staat und nicht die Kirche. Noch ist es aber nicht so, dass die Kirche sich aufdrängen müsste, im Gegenteil. Es gibt ein Bedürfnis nach Seelsorge.

Richtig ist aber auch, dass wir in einem Wettbewerb vieler Sinnangebote stehen. Von der alten Machtposition hat sich noch nicht jeder verabschiedet.

R. Zollitsch: Wir erfahren gerade in der Militärseelsorge, dass der Bedarf größer ist, als wir personell stemmen können. Wir tun diesen Dienst nicht um unserer Beschäftigung, sondern um der Menschen willen.

A. Glück: Die entscheidende Frage ist, wie Kirche erlebt wird: Ist es im Sinne eines absichtslosen Dienstcharakters für die Menschen, so wie es Papst Benedikt in seiner ersten Enzyklika formuliert hat? Oder will ich sie kirchenpolitisch vereinnahmen? In der Katholischen Jugend haben wir immer geflachst: „Tischtennis haben sie gesagt und Kommunionbank haben sie gemeint.“ Wenn die Angebote nur taktisch sind, sind sie nicht mehr glaubwürdig.

Ch. Florin: Was ist so schlimm an der Kommunionbank?

A. Glück: Nichts. Die Formulierung bezog sich auf die zu vordergründige Taktik.

R. Zollitsch: Nur Taktik ist falsch. Ich sage: „Ihr seid eingeladen zum Gottesdienst, ich freue mich darüber.“ Das nimmt niemandem die Freiheit, nein zu sagen.

A. Glück: Es ist wichtig, dass die katholische Kirche diese Freiheit immer ausstrahlt. Sie soll sich nicht als Institution ausbreiten, sondern den Menschen die Botschaft des Evangeliums erschließen.

R. Zollitsch: Vereinnahmung lassen sich Menschen ohnehin nicht mehr gefallen.

A. Glück: Nein, aber es geht auch um das Selbstverständnis der Kirche gerade in der Seelsorge. Lässt sie sich darauf ein, Menschen zu begleiten? Das ist ja die klassische Pastoral in Gemeinden, in Krankenhäusern und an vielen anderen Orten.

Ch. Florin: Sie wirken beide ganz entspannt und sagen: Wettbewerb ist toll, wir stellen uns dem gerne, denn die katholische Kirche hat viel zu bieten. Warum müssen Sie so heftig zum Beispiel für den Sonntag und gegen die Kommerzialisierung von Weihnachten kämpfen, wenn sie die Konkurrenz nicht zu fürchten brauchen?

R. Zollitsch: Das muss man im größeren Kontext sehen. Wir setzen uns mit Nachdruck für den Sonntag ein, um zu zeigen, dass es auch noch etwas anderes gibt als Geld und Konsum. Es gibt einen Rhythmus aus Alltag und Sonntag, um des Menschen und der Familie willen, auch um des Gottesdienstes willen. Das ist wichtig für unsere Kultur und unsere Gesellschaft. Was nützt materieller Reichtum, wenn wir zwischenmenschlich verarmen? Die damalige Sowjetunion hat versucht, eine sonntaglose Woche einzuführen. Das hat sich als unmenschlich herausgestellt. Weihnachten hat für die Gesellschaft eine große Bedeutung, die Leute spüren aller Kommerzialisierung zum Trotz: Da ist noch etwas mehr. Die Kirchen sind überfüllt an Weihnachten, und das ist nicht nur Routine.

Andere Feiertage wie Pfingstmontag und Ostermontag haben es schwerer. Es ist bedauerlich, dass sich die evangelische Kirche mit dem zweiten Feiertag, etwa dem Ostermontag, schwertut. In der katholischen Kirche ist der zweite Tag eine Betonung des Hochfestes. Wir wollen nicht verbissen Feiertage erhalten, weil wir einen gesellschaftlichen Rückzug fürchten, sondern wir versuchen, der Gesellschaft Orientierung und damit etwas Positives zu geben. Man muss stets überlegen, wofür der Einsatz sich lohnt, was die entscheidenden Dinge sind.



Alois Glück

Seit November 2009 ist Alois Glück Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken. Er ist unter anderem Initiator und Vorsitzender des Netzwerkes Hospiz in seinem Heimatlandkreis und setzt sich für den Ausbau der Verbindung von ehrenamtlichem Hospizdienst und Palliativmedizin zu einem flächendeckenden Angebot in Bayern ein.



Vitamin K: Warum wir die katholische Kirche brauchen. Christiane Florin im Gespräch mit Alois Glück und Robert Zollitsch; Verlag Herder, Freiburg 2012, 160 Seiten, 12,99 Euro.

Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Herder Verlags.



Hallo, hier ist Nils!

Bei uns gegenüber wohnt mein Freund Felix. Er geht schon in die 6. Klasse, ist also schon richtig groß. In der Schule hat er meist ganz gute Noten und er kennt eine Menge toller Spiele. Und obwohl Felix größer ist als ich, sind wir echt gute Freunde.

Doch letztens saß Felix auf unserer Rutsche im Hof und sah ziemlich traurig aus. Henry, ein Junge aus Felix' Schule, hatte ihm in der Pause ein Bein gestellt, Felix ist darüber gestolpert und genau auf sein Knie gefallen. Er musste mit seiner Mama sogar zum Arzt. „Wie fühlst du dich?“, fragte ich ihn. Er war sehr still, doch dann meinte er, „Ich bin so wütend auf Henry, dass ich heulen könnte.“, Felix und Henry hatten sich gestritten und dann hatte Henry ihm ..., aber das wisst ihr ja nun schon. „Willst du Henry jetzt verhauen?“, wollte ich wissen. Felix schwieg, seine Lippen waren ganz doll aufeinander gepresst. „Nein, weißt du, gerade das macht mich ja so sauer. Henry und ich waren uns immer einig, dass man einen Streit nicht mit Gewalt löst. Am Ende gibt es nur Probleme. Irgendjemand tut sich ernsthaft weh und man muss auch noch zum Direktor.“ Dann war Felix wieder still. Felix musste morgen zum Direktor. „Was wirst du sagen? Dass Henry dir mit Absicht ein Bein gestellt hat?“, fragte ich. Es dauerte ein bisschen, bis Felix antwortete: „Ich glaube nicht. Ich werde sagen, dass ich gestolpert bin und niemand etwas dafür kann.“

Ich verstand die Welt nicht mehr, warum nahm Felix denn Henry jetzt auch noch in Schutz? „Ach weißt du, ich hab mal irgendwo gelesen, dass man Böses nicht mit Bösen vergelten soll“, meinte er. Ich musste grinsen. „Das steht in der Bibel, da bin ich mir ganz sicher“, sagte ich. „Du hast recht“, meinte Felix, „weißt du, eigentlich möchte ich mich mit Henry auch wieder vertragen, denn an unserem Streit war ich auch nicht ganz unschuldig.“

Mein Freund Felix ist wirklich klug, dass merkt man ja schon daran, dass er auf das hört, was in der Bibel steht.

Euer Nils

Autor: Torsten Bierdel



KLEIDER MACHEN LEUTE

EINE REISE IN DIE WELT DER GLOBALEN BAUMWOLLINDUSTRIE

Das Statusbewusstsein der Würdenträger und Uniformierten

Der Bischof in der Soutane, die Geisha im Kimono: Herlinda Koelbl hat vor allem Würdenträger und Uniformierte porträtiert. Aber jeder kennt es: gebügeltes Hemd, Jackett vom Bügel – da gibt es eine innere Veränderung, die Herlinda Koelbl in ihren Fotos einzufangen versucht.

Rund 70 Menschen hat sie in ihrer Alltags- und Berufskleidung fotografiert. Und schon bei der ersten Betrachtung wird eine Veränderung im Körpergefühl, aber auch im Statusbewusstsein deutlich.

Herlinda Koelbl ist bekannt und zu Recht geschätzt für ihre Langzeitprojekte. Vier Jahre hat sie an „Kleider machen Leute“ gearbeitet. Ihr bekanntestes Werk sind die „Spuren der Macht“. Immer steht bei ihr der Mensch im Vordergrund mit seinem Gewand und wie dieses getragen

wird. Der Hintergrund ist neutral, einfach grau gehalten. „Man sieht, dass die Menschen leben, etwas eigenes haben,“ so Herlinda Koelbl.

Die Fotoserie zeigt verblüffende Verwandlungen vom öffentlichen zum privaten Menschen. Uniformen individualisieren, aber sie verleihen gleichzeitig die Gewissheit eines Standes. Mönche, Ärzte und Richter, aber auch Astronauten und Matrosen, Wrestler und Sumo-Ringer werden abgelichtet.

Die Frage, ob dieser Blick auf Menschen Einblicke in die geistige Haltung einer Gesellschaft ermöglichen, kann sich jeder selbst beantworten: Die Ausstellung ist bis Ende Juli im Deutschen Hygiene-Museum in Dresden zu sehen und der Bildband soeben im Hatje Cantz Verlag erschienen.

Barbara Ogrinz

Impressum

KOMPASS Soldat in Welt und Kirche
ISSN 1865-5149

Redaktionsanschrift

KOMPASS Soldat in Welt und Kirche
Am Weidendamm 2, 10117 Berlin
Telefon: +49 (0)30 20617-422
Telefax: +49 (0)30 20617-429
E-Mail kompas@katholische-soldatenseelsorge.de

www.katholische-militaerseeleorge.de

Chefredakteur Josef König (JK)

Redakteur Jörg Volpers (JV)

Redakteurin Barbara Ogrinz (BO)

Bild, Layout und Satz Doreen Bierdel

Lektorat Schwester Irenäa Bauer OSF

Herausgeber

Der Katholische Militärbischof für die Deutsche Bundeswehr

Verlag, Druck und Vertrieb

Verlag Haus Altenberg
Carl-Mosterts-Platz 1
40477 Düsseldorf

Leserbriefe

Bei Veröffentlichung von Leserbriefen behält sich die Redaktion das Recht auf Kürzung vor.

Hinweis

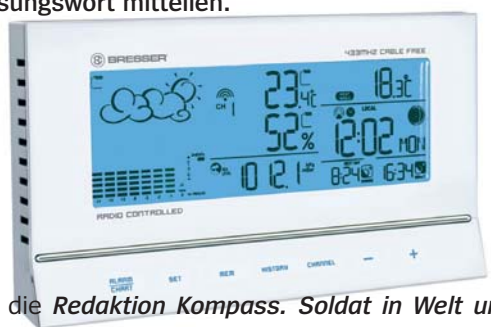
Die mit Namen oder Initialen gekennzeichneten Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung des Herausgebers wieder. Für das unverlangte Einsenden von Manuskripten und Bildern kann keine Gewähr und für Verweise in das Internet keine Haftung übernommen werden. Bei allen Verlosungen und Preisausschreiben in KOMPASS Soldat in Welt und Kirche ist der Rechtsweg ausgeschlossen.

Wetterstation zu gewinnen

| | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
|-------------------|-----------------|-------------------------|------------|-------------------------|---|-----------------------------|---|----------------------------|-----------------------------|---|-----------------------------------|------------------------|----------------------|-----------------------------|--------------------------|-----------|--------------------|------------------------|-----------------|--------------------------|---|------------------------------|
| Lehre vom Frieden | ↘ | öffentl. Verkehrsmittel | ↘ | Flugzeuglandehilfe | ↘ | gebrauchsfertig | ↘ | ↘ | Fremdwortteil: entsprechend | ↘ | schwäbische Landschaft | ↘ | Gesetze, Anordnungen | ↘ | ↘ | Blutader | ↘ | Fürst von Monaco †2005 | ↘ | gestreiftes Steppenpferd | ↘ | Weißhandgibbon |
| ↖ | 12 | | | | | | | | wärmende Badekleidung | ↖ | | | | | | | | | | | | |
| ↖ | | | | Zeitalter | ↖ | | | | griechischer Buchstabe | ↖ | | Indianer in Südamerika | ↖ | | | | | | Antrieb, Anstoß | ↖ | | |
| ↖ | | | | | 6 | achtbar | ↖ | | ein Nordostspanier | ↖ | | | | 4 | südwestnorwegische Insel | ↖ | | verrückt | ↖ | | | |
| ↖ | | | | Tanzfigur der Quadrille | ↖ | großes Gefäß mit Henkel | ↖ | | | | | soziales Umfeld | ↖ | | griechischer Buchstabe | ↖ | | | | | | junge Pflanze |
| ↖ | | | | | | | 8 | männliches Kind | ↖ | | Feigling (ugs.) | ↖ | | | | 3 | Einsicht | | | | | Initialen des Malers Gauguin |
| ↖ | Größe ermitteln | männlicher Angehöriger | Bananenart | | | Figur der Oper 'Fürst Igor' | ↖ | islamischer Richter | ↖ | | | | | bestechlich | ↖ | | | | 9 | | | |
| ↖ | | | | | | | | | Männerkurzname | ↖ | | | 10 | englisch: Sahne | | | Wasserpflanze | ↖ | | | | |
| ↖ | | | | | | künstliche Wasserrinne | ↖ | | | | das Wort in der chin. Philosophie | ↖ | | flämischer Schriftsteller † | ↖ | | | | | | | Festveranstaltung |
| ↖ | | | | | | | | chinesischer Dichter †1931 | ↖ | | Fremdwortteil: vier | ↖ | | | | | westdänische Insel | ↖ | | | | Kfz-Z. Geilenkirchen |
| ↖ | | | | | | | | | | | | 5 | Kohlenwagen der Lok | | | königlich | ↖ | | | | | |
| ↖ | | | | | | | | | | | | | | | | | | | 2 | | | Hundename |
| ↖ | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| ↖ | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| ↖ | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| ↖ | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| ↖ | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| ↖ | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| ↖ | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| ↖ | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| ↖ | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |

| | | | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|----|----|----|
| 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | 6 | 7 | 8 | 9 | 10 | 11 | 12 |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|----|----|----|

Wir verlosen eine Wetterstation BF-7 von Bresser. Mit Ihrer Teilnahme sichern Sie sich eine Gewinnchance, sobald Sie uns das richtige Lösungswort mitteilen.



Das Lösungswort bitte bis

22. Juni 2012

an die **Redaktion Kompass. Soldat in Welt und Kirche**, Am Weidendamm 2, 10117 Berlin, oder per E-Mail an kompass@katholische-soldatenseelsorge.de (Wir bitten um eine Lieferanschrift und um freiwillige Altersangabe.)
Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Kurie des Katholischen Militärbischofs (Berlin) und deren Angehörige sind nicht teilnahmeberechtigt. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Als Gewinner des Rätsels der Ausgabe 05/12 wurde gezogen: **Elisabeth Pauthner, Kaufbeuren**
Wir gratulieren!

Patrozinium

| | | | | | | | | | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | L | U | J | | | | | K | M | | | | | | | | |
| P | O | S | A | U | N | E | S | T | A | A | T | S | K | A | S | S | E |
| S | B | E | T | T | T | A | T | K | R | A | E | F | T | I | G | | |
| E | M | M | A | E | S | S | E | A | L | C | L | A | I | M | | | |
| S | O | M | M | E | R | | U | N | R | E | C | H | T | L | I | | |
| S | B | A | T | U | E | A | R | S | G | L | A | S | | | | | |
| W | E | G | A | R | I | R | K | R | E | Z | A | N | A | | | | |
| O | E | M | E | N | E | T | W | A | N | A | B | | | | | | |
| K | T | U | R | I | A | L | B | I | E | G | S | A | M | | | | |
| R | O | H | S | T | O | F | F | O | S | T | E | N | S | U | B | | |
| M | A | T | E | R | I | E | K | A | O | V | A | T | | | | | |
| M | E | R | L | P | I | S | O | I | M | M | E | R | | | | | |
| L | U | F | T | P | U | M | P | E | T | T | A | S | T | N | O | | |
| I | N | A | E | R | U | N | T | E | R | K | A | R | S | | | | |
| I | L | T | U | L | S | A | A | G | R | O | U | B | I | | | | |
| S | T | O | R | I | M | U | T | F | O | S | C | H | O | | | | |
| T | E | D | P | R | O | M | I | N | E | N | T | E | E | T | A | | |

Lösungswort: Patrozinium – Schutzherrschaft eines Patrons oder einer Patronin, der eine kirchliche Einrichtung unterstellt wird. Das Wort wird auch für das Hochfest gebraucht, an dem der Heilige gefeiert wird, dem die Kirche geweiht ist (Patronatsfest).

ARMUT MACHT KRANK

Wo es an Einkommen, Perspektiven und Bildung fehlt,
ist Krankheit ein häufiger Begleiter.



jeder-verdient-gesundheit.de